5

DISKUS

1962 · FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

12. JAHRGANG · JUNI

D 2442 E

Preis 50 Pf, Studenten 20 Pf

WAS LESEN DIE STUDENTEN

Eine Allensbach-Umfrage, die vor einiger Zeit unter dem ihre Ergebnisse ironisierenden Titel „Das geistige Bild der Studenten" veröffentlicht wurde, hat es an den Tag gebracht: neben Mittagsschlaf, Kino, Stadtbummel und Plattenspielen ist Lesen die beliebteste Freizeitbeschäftigung angehender Akademiker. Für das Studium muß sowieso gelesen werden – seit der Apfel ab ist, winken am Baum des Wissens nurmehr dürre Blätter – aber die Studenten lesen auch, um sich zu entspannen. Nicht nur studieren sie in der Mehrzahl auf einen Beruf hin, sondern das Studium wird ihnen schon selbst zum Beruf, von dem sich Freizeit abgrenzen läßt. Lektüre dient dann dazu, mal „etwas anderes" kennenzulernen, den alltäglichen Universitätsbetrieb zu vergessen.

Was lesen die Studenten?

Viele lesen eine seriöse deutsche Tageszeitung – deren Lücken oft interessanter sind als ihre Spalten. Jeder zweite liest ein bekanntes Nachrichtenmagazin, weil es Politik zum mehr oder weniger lustigen Theater macht („Hans und Franz"), und weil es dem Leser die Aura der Allinformiertheit verschafft („Globke rief um 3.45 Uhr den Kanzler an"). Jeder dritte Kommilitone verdaut regelmäßig DAS BESTE aus Reader's Digest ohne Indigestion.

Und so geht es weiter. Die Presselektüre des fiktiven Durchnittsstudenten erscheint kaum origineller als die eines repräsentativen Bevölkerungsquerschnitts. Vielleicht begnügt er sich nicht so schnell mit Boulevardblättern oder Illustrierten; auch kann er speziell für ihn geschriebene kritische Zeitschriften lesen – sein politisches Bewußtsein, das im Nebel zufriedener Konformität verharrt, wird davon nicht berührt. Die meisten Studenten wünschen sich später ein auskömmliches Dasein oder eine Spitzenposition, sie wollen „von politischen Gefühlen und Weltanschauungen nichts wissen", sie denken real und glauben noch daran, daß „es (!) sich lohnt, sein Leben einzusetzen für Freiheit, Humanität, Menschenwürde", also für die alten Ideale Goethes und Schillers.

Collage von Friedrich Karl Waechter

Reklame muß sein Seite 3

Spaniens Sonne Seite 7

Fragment von Schwänzen Seite 9

Ionesco und Brecht Seite 10

Texte von Bazon Brock und Paul C. Böhmer Seite 11

Beschäftigen sich die Studenten mit Goethe und Schiller? Mit klassischer Literatur? Wohl kaum. Aber das wurde auf der Schule gelesen und das steht im Bücherschrank der Eltern. Über die Hälfte aller Universitätsbesucher stammt aus Angestellten- und Beamtenfamilien, aus der bürgerlichen Mittelschicht mit ihren spezifischen bildungshumanistischen Traditionen. Die Gymnasien pflegen noch immer „innere Werte" an Hand von Texten klassizierender Schönschreiber wie Bergengruen, Carossa und Hesse. Neuerdings auch die „existenzielle Problematik des modernen Menschen", wozu dann Kafka herhalten muß.

Vor diesem Hintergrund hebt sich die durchschnittliche Lektüre der Studenten sicherlich nur unwesentlich ab. Romane werden bevorzugt, deren Fabel einen noch mitnimmt, bei denen man sich noch in die dargestellten Charaktere hineinversetzen kann: Thomas Mann und Heinrich Böll, Dostojewski oder Hemingway, „was man eben so liest". Bemerkenswert daß fast jeder Student seinen Sartre oder Camus intus hat – die beiden französischen Gebrauchsdichter reflektieren über Gott und die Welt offenbar sehr jugend- und zeitgemäß. Vom Mythos Saint-Germain-des-Prés ist dennoch nichts übriggeblieben außer ein paar letzten Bärten.

Auch Studenten erliegen bei der Wahl ihres Lesestoffes den vielfältigsten Markteinflüssen der Suggestion des Seller-Tellers der ZEIT und des Bücherspiegels. Bestseller von Schiwago bis Lolita, haltbarere Modeautoren von Sagan bis Williams werden ebenso gelesen wie die Verse eines Gastdozenten für Poetik oder die Gedichte Trakls, wenn sich das Germanistische Seminar einmal zu ihnen vorgewagt hat. War Beckett auf dem Suhrkamp-Verlagsabend, ist Frischs Stück Stadtgespräch, so steigt der entsprechende Konsum. Es gibt „demonstrative Verbraucher" moderner Sprachkunst; sie lesen den Ulysses, die Blechtrommel und einen nouveau roman ohne allzuviel zu verstehen. Aber das sind sie schließlich ihrer Intellektualität schuldig. Es gibt auch ausgesprochene Snobs, Feinschmecker, Bibliophile und Bibliomane, die nach den neuesten Kostbarkeiten rennen.

Die Mehrzahl der Studenten kann sich keine solchen Extravaganzen leisten. Sie ist angewiesen auf billige Reihen, Paperbacks und Taschenbuchserien, wo sich Weltliteratur mit

Fortsetzung Seite 3

Ist unsere Wirtschaftsordnung gerecht?

Einkommensverteilung und privater Profit · Von Hermann Vetter

Unter dem seit der Währungsreform in Westdeutschland herrschenden Wirtschaftssystem ist die industrielle Produktion bei leicht verkürzter Arbeitszeit erheblich gestiegen. Der Lebensstandard hat sich für alle Schichten der Bevölkerung mehr oder weniger fühlbar gehoben. Es herrscht Vollbeschäftigung. Kritiker dieses Wirtschaftssystems finden gewöhnlich – selbst bei denen, die von ihm nur sehr bescheiden bedacht werden – wenig Zustimmung. Trotzdem soll hier der Versuch einer grundsätzlichen Kritik unternommen werden, und zwar:

1. an der Möglichkeit, arbeitsloses Einkommen – ohne unternehmerische Tätigkeit – aus Kapitalbesitz zu beziehen.
2. an der ungleichen Verteilung des Einkommens aus unselbständiger und selbständiger Arbeit.

●

Der erste Punkt der Kritik trifft nur marktwirtschaftliche, kapitalistische Wirtschaftssysteme, der zweite – abgesehen vom Einkommen aus selbständiger Arbeit – auch viele sozialistische Systeme, z. B. das sowjetrussische.

Die Ungerechtigkeit und Unmoralität des arbeitslosen Einkommens dürfte auf der Hand liegen. Man pflegt hier einzuwenden, daß es ohne privaten Profit keine unternehmerische Initiative gäbe. Jedoch wird in vielen Fällen die eigentliche unternehmerische Tätigkeit gar nicht von den Eigentümern des Kapitals, sondern von Angestellten (Direktoren) ausgeführt.

●

Man hält sich gewöhnlich nicht recht vor Augen, wieviele wichtige Produktions- und Dienstleistungen selbst in Westdeutschland von Betrieben erstellt werden, die nicht in privatem Besitz sind. Zu denken wäre hier etwa an das Volkswagenwerk vor der Teilprivatisierung (das Automobilunternehmen mit dem größten Verkaufserfolg in Westdeutschland und dem drittgrößten in der Welt) an Post und Eisenbahn, an Energieversorgung, Straßenbau, gemeinnützige Wohnungsbau- und andere Gesellschaften, an die Krankenhausversorgung, an Rundfunk, Fernsehen, Theater, an das Schul- und Hochschulwesen. Warum sollte etwa nicht auch die Herstellung von Waschpulver und Zigaretten staatlichen oder öffentlich kontrollierten Betrieben anvertraut werden können?

●

Die Forderung nach möglichst weitgehender Nivellierung der Einkommen ergibt sich zwingend aus der Erwägung, daß der subjektive Nutzen mit steigendem Geldbetrag immer langsamer ansteigt. Diese Tatsache ist der Nutzentheorie in der Volkswirtschaftslehre (Grenznutzungtheorie) wohlbekannt, wenn auch die genauen mathematischen Formulierungen noch nicht endgültig erarbeitet sind. (Eine solche Funktion wurde schon vor mehr als 200 Jahren von Bernoulli angegeben.) Auch ohne kompliziertere theoretische Überlegungen leuchtet ein, daß eine Einkommensteigerung von 300 auf 400 Mark subjektiv bedeutender ist als von 3000 auf 3100 Mark. Zunächst werden die dringendsten Bedürfnisse – Nahrung, Kleidung, Unterkunft – befriedigt. Bei steigendem Einkommen dann zunehmend schwächere, luxuriösere Bedürfnisse. Daraus folgt: entzieht man einem Bezieher eines hohen Einkommens einen bestimmten Betrag und überträgt ihn einem Bezieher eines niedrigen Einkommens, so entzieht man dem ersten weniger subjektiven Nutzen, als man dem zweiten hinzufügt; die Summe des Nutzens wird also größer. Dieser Effekt besteht, solange noch irgendwelche Einkommensunterschiede bestehen. Bei lauter gleichen Einkommen ist die Summe des erzeugten subjektiven Nutzens am größten. Und das sollte doch wohl das Ziel des Wirtschaftens sein. Die meisten Menschen sind auch intuitiv der Auffassung, daß krasse Armut und Luxus nebeneinander ungerecht seien und Ausgleich verlangen; sie fordern allerdings oft nur, daß die härteste Not beseitigt werden müsse. Die Forderung nach Einkommensangleichung macht doch wohl das wirtschaftliche Prinzip des Marktes erst richtig sinnvoll: sie sorgt dafür, daß jeder Betrag an Kaufkraft ein entsprechend starkes menschliches Bedürfnis repräsentiert, während sonst die Kaufkraft der reichen Leute verhältnismäßig schwache Luxusbedürfnisse repräsentiert, wogegen stärkere Bedürfnisse der armen Leute z. T. überhaupt nicht mit Kaufkraft ausgestattet sind.

●

Innerhalb unserer Gesellschaft sind die Einkommensunterschiede gewaltig. Allein die Nettoeinkommen aus abhängiger Arbeit variieren in der Größenordnung um den Faktor 100 (etwa 300 bis 30 000 Mark monatlich, letztere etwa bei Vorstandsmitgliedern großer Aktiengesellschaften).

Noch viel ernster wird es, wenn man bedenkt, daß in großen Teilen der Welt Hunderte von Millionen Menschen Mangel an den primitivsten Notwendigkeiten des Lebens – Nahrung, medizinischer Fürsorge, Unterkunft – leiden, während die hochindustrialisierten Länder in Produktion und Konsum ein differenzierteres, ja an der übrigen Welt gemessen luxuriöses Niveau erreicht haben, und zum Teil mit dem Gespenst der Absatzschwierigkeit zu kämpfen haben, auf der anderen Seite jedoch an den mit mangelnder Kaufkraft ausgestatteten, aber deshalb nicht weniger dringenden Bedürfnissen der Einwohner unterentwickelter Länder einfach vorbeiproduzieren (man baut z. B. einen Achtzylinder-Luxuspersonenwagen statt zweier Jeeps oder Traktoren oder eines Lastwagens für unterentwickelte Länder). Vollends niederdrückend ist es, wenn man daran denkt, daß jährlich in der Welt über 400 Milliarden Mark für Rüstung ausgegeben werden; das heißt auf jedes Dorf in der Welt von 1000 Einwohnern in den letzten 15 Jahren rund 2 Millionen Mark.

Was die Industrieländer gegenwärtig für die Entwicklungsländer tun, ist viel zu wenig und wird z. T. durch privatwirtschaftliche Rentabilitätsüberlegungen gehemmt. Wir wären moralisch verpflichtet, zu verschenken, nicht zu verkaufen oder auf Zins zu leihen! Leider besteht die Gefahr, daß eine Regierung, die höhere Lasten für Entwicklungshilfe auferlegt, bei der nächsten Wahl der Opposition unterliegt, die geringere Lasten verspricht. Freilich ist es nicht zumutbar und wegen der Verschiedenheit der Lebensverhältnisse und Gewohnheiten auch gar nicht möglich, sofort alle Länder auf das gleiche Lebensniveau zu bringen, so daß die Industrieländer stark absinken würden. Es ist aber notwendig, daß man sich in diesen Ländern wirtschaftlich für die ganze Menschheit verantwortlich fühlt.

●

Gewisse mäßige Einkommensdifferenzierungen lassen sich allerdings durchaus rechtfertigen: Einmal sind nicht alle Berufe gleich leicht und angenehm; einige erfordern mehr körperliche oder geistige Anstrengung als andere, haben günstigere Arbeitsbedingungen, erfordern eine längere und kompliziertere Ausbildung usw. Es wird nötig sein, die Bezahlung der verschiedenen Tätigkeiten von der Gleichheit weg so lange zu variieren, bis Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt ausgeglichen sind, d. h. bis sich für jede Tätigkeit so viele Leute finden, wie gebraucht werden. Gleichzeitig würde damit ein gerechter Ausgleich für die größere Anstrengung, Unannehmlichkeit, Verantwortung der weniger beliebten Tätigkeiten geschaffen. Unsere gegenwärtigen Entlohnungsprinzipien erfüllen zum Teil diesen Zweck, zum Teil werden aber auch einfach gewisse Tätigkeiten („geistige" gegenüber „körperlichen", leitende gegenüber ausführenden usw.) als a priori einer höheren Bezahlung wert erachtet. Für höheren Status und besseres Prestige bekommt man obendrein noch mehr Geld. Dabei würden die meisten Akademiker beispielsweise vermutlich noch etwas dafür geben, nicht bei der Müllabfuhr arbeiten zu müssen, statt daß man ihnen in akademischen Berufsgängen eine höhere Bezahlung anbieten müßte. Auch die erwähnten gerechtfertigten Einkommensunterschiede könnten wahrscheinlich mit der Zeit kleiner werden, wenn man sich einmal ganz allgemein an eine stärkere Angleichung gewöhnt hat.

Weiterhin erscheint eine mäßige Einkommensdifferenzierung innerhalb mancher Berufe als Leistungsanreiz gerechtfertigt. Die Tatsache, daß viele Arbeiter, von Angestellten und Beamten ganz zu schweigen, im Zeitlohn und nicht im Leistungslohn beschäftigt sind, sollte jedoch vor voreiligen Schlüssen hinsichtlich der Notwendigkeit von Leistungsanreizen bewahren.

Daß eine Angleichung der Einkommen keine Utopie ist, zeigt sich in Israel (und besonders in den dortigen Kollektivsiedlungen, die allerdings aus Leuten bestehen, die ihnen aus eigenem Entschluß beigetreten sind). Dort wird fast gänzlich auf Einkommensdifferenzierungen verzichtet.

●

Nach dieser Kritik an der Möglichkeit arbeitslosen Einkommens und an der nicht funktional notwendigen Ungleichheit des Einkommens (als Anregung zu einer in Westdeutschland vernachlässigten Diskussion – natürlich bleibt noch sehr viel zu diskutieren offen), sei noch auf einige weitere kritikwürdige Erscheinungen unseres Wirtschaftslebens hingewiesen.

Die Arbeitslosigkeit ist bei uns zur Zeit kein Problem. Aber in den USA z. B. gibt es rund 5 Millionen Arbeitslose. Und niemand weiß, ob es wirklich nie wieder zu einer großen Absatz- und Beschäftigungskrise kommen wird. Es ist eine bedenkliche Schwäche eines Wirtschaftssystems, wenn es ihm nicht gelingt, allen Arbeitswilligen und -fähigen auch die Möglichkeit zur Arbeit und zum vollen Konsum zu geben, und wenn es sogar die Gefahr in sich birgt, daß Absatzschwierigkeit und Unterbeschäftigung sich gegenseitig in Form eines circulus vitiosus zur Krise aufschaukeln. Man müßte Mittel und Wege finden, daß der Rückgang der erforderlichen Arbeitszeit (wegen Rationalisierung oder wegen Nachfrageminderung) zu einer gleichmäßigen Verringerung der Arbeitszeit für alle statt zum völligen Wegfall der Beschäftigung für einige führt; oder noch besser, daß die überschüssige Arbeitskraft zur Produktion für unterentwickelte Länder eingesetzt wird. Bei 5 Millionen Arbeitslosen in den USA werden jährlich, am Stundenlohn gemessen, über 20 Milliarden Dollar Werte nicht erarbeitet; das ist etwa die Hälfte des Militärhaushalts und ein Mehrfaches der Entwicklungshilfe.

●

Die Werbung kostet in Westdeutschland jährlich etwa 2,7 Milliarden Mark. Dieser Betrag reichte aus, um fast 2,3 Millionen Rentnern und Fürsorgeempfängern monatlich etwa 100 Mark zuzuschießen. Die für die Werbung aufgewandte Arbeit ist zum guten Teil vergeudete Arbeitskraft. Selbst wenn man unser Wirtschaftssystem als gegeben voraussetzt, in dem Absatzrückgang gefährlich ist, weil er zu Arbeitslosigkeit und diese wieder zu stärkerem Absatzrückgang führen kann, ist die Werbung weitgehend sinnlos geworden, weil die Werbungen für verschiedene Artikel sich gegenseitig größtenteils aufheben. Wie groß die allgemeine absatzsteigernde Wirkung der Werbung insgesamt ist, weiß niemand; aber selbst auf diese könnte man verzichten, wenn ein Absatzrückgang, der viele oder alle Branchen trifft, eben in Arbeitszeitverkürzung für alle umgesetzt wird. Selbst wenn man sich nicht gewisse oberflächliche kulturkritische und moralische Vorwürfe gegen die Konsumgesellschaft zu eigen macht, muß man es für gefährlich halten, daß unser Wirtschaftssystem einen Druck in der Richtung ausübt, daß bei steigender Produktivität immer mehr und möglichst schnell konsumiert werden muß, wenn Krise und Zusammenbruch verhindert werden sollen – statt daß der Weg zu stärkerer Arbeitszeitverkürzung und Muße gefunden wird.

Der an sich wünschenswerte Effekt der Werbung, einen Überblick über das Angebot und die Auswahlmöglichkeiten zu geben, ist ja bekanntermaßen minimal; vielmehr besteht sie großenteils aus emotionalen Beeinflussungsversuchen und Gerede („Der Duft der großen weiten Welt"). Vergleichende Information über die objektiven Qualitäten der Produkte kann ohnehin nur durch unabhängige Tester (wie es bei Automobilen schon lange üblich ist) gegeben werden. So tappt der Käufer oft mehr oder weniger im Dunkel und kauft am Ende womöglich das Teurere – es wird schon das Bessere sein. Erschwert wird ihm die Wahl durch eine Vielfalt an Marken, die oft weit über eine wünschenswerte Auswahlbreite in der Zahl hinausgehen und sich eben dann kaum voneinander unterscheiden, aber die Produktion verteuern. Auch werden Entwicklungsarbeiten in miteinander konkurrierenden Firmen – isoliert und voneinander geheimgehalten – parallel mehrfach ausgeführt, statt daß die Erfahrungen ausgetauscht und Fortschritte allgemein nutzbar gemacht werden. – Auch die Tätigkeit von Vertretern gehört größtenteils zu den für den einzelnen Betrieb absatzfördernden, aber gesamtwirtschaftlich im Prinzip überflüssigen, vergeudeten Arbeiten

●

Manche Güter werden absichtlich kürzerlebig hergestellt, als es technisch und wirtschaftlich möglich wäre, um auch für die Zukunft genügenden Absatz zu sichern. Das ist eine Vergeudung menschlicher Arbeitskraft und Anstrengung. Ein Wirtschaftssystem stellt sich ein schlechtes Zeugnis aus, wenn es auf solches Verhalten auch noch Prämien setzt. Konkurrenz könnte hier in gewissem Maße abhelfen – wenn sie sich entfaltete.

Bei vielen Artikeln – z. B. Elektrogeräten – steckt allein der Groß- und Einzelhandel – ohne den Hersteller – über 40 % des Ladenpreises ein, bei manchen – z. B. Uhrenarmbändern – weit über 50 %. Es bestehen bei Markenartikeln z. T. Preisbindungen (also keine freie Konkurrenz!) auf Grund derer Einzelhändler belangt werden können, wenn sie billiger verkaufen. Es will einem nicht in den Kopf, daß die Verteilung gewisser Produkte fast ebensoviel oder mehr als ihre Herstellung kosten soll.

●

Brechen wir die Aufzählung der kritischen Punkte ab. Zweifellos wurden in diesem Artikel eine große Zahl komplizierter Probleme angeschnitten, über die von Experten noch viel gearbeitet und diskutiert werden muß. Es scheint dringend notwendig, die aufgeführten Probleme und Gesichtspunkte immer wieder in die Diskussion zu bringen; denn sie werden in der konformistischen und geistig saturierten Atmosphäre Westdeutschlands von den meisten, die über die Wirtschaft nachdenken, völlig oder weitgehend außer acht gelassen. Unser Wirtschaftsminister beispielsweise wiederholt bei seinen Maßhalte-Appellen ständig die Sentenz, man könne doch nicht mehr verbrauchen, als produziert werde, oder nicht heute verbrauchen, was morgen produziert werde – offensichtlich in dem Bemühen, das eigentliche Problem, nämlich die Verteilung des Produzierten, zu vernebeln und von ihm abzulenken. Die interessenbedingte Irrlehre, daß die Produktionsfaktoren Arbeit und Kapital (bzw. dessen Besitzer) „Partner" seien und beiden ein „fairer" Anteil am Ertrag der Produktion zustehe, ist schon tief in die Köpfe sogar der Arbeiter und Angestellten eingedrungen.

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
FFM · BÖRSENSTR. 2-4 · TEL. 21494

Leserbriefe

Hinter der Fassade der Soziologie

Die Auseinandersetzung mit dem Hochschulprogramm des SDS im letzten Heft enthält eine kritische Bemerkung, und zwar im letzten Abschnitt. „Menschlichkeit und Freiheit", für sich genommen, seien Schlagworte, unter die „nahezu beliebige Gesellschaftsordnungen subsumiert werden können". Trifft das für „oberste apriorische Bedingungen des Wertes", wie sie Zenz fordert, nicht zu? Was sind Menschlichkeit und Freiheit, wenn man von den Bedingungen abstrahiert, durch die sie existieren oder negiert werden? Sie bleiben unverbindlich, im Hegelschen Sinne abstrakt, d. h. sie werden nur formal anerkannt, wodurch sie sich sehr gut eignen, die realen Absichten zu verschleiern. Ob das allerdings lediglich bei den bösen Linken geschieht, ist eine Frage, deren Beantwortung in Deutschland jeder seiner Weltanschauung zu überlassen pflegt und so zu einem ausgezeichnet widerspruchsfreien Wissen kommt. Widerspruch bedeutet Unordnung. In einer gut funktionierenden Demokratie hat Ordnung zu herrschen, eben Widerspruchsfreiheit. Der Anspruch, den die von Zenz zitierte Hegelsche Philosophie erhebt, lautet allerdings anders.

Wenn Kritik treffen will, bleibt ihr nichts anderes übrig, als zu versuchen, die Sache bei dem Anspruch zu fassen, mit dem sie auftritt. Ohne eine solche gemeinsame Basis, ergibt sich nichts als ein aneinander Vorbeireden, wie es leider heute nicht nur zwischen Studierenden sondern auch Studierten verschiedener Weltanschauung üblich ist und letzten Endes auf reine Machtdemonstrationen hinausläuft. **Hans Murl, Ffm.**

Die heilige Dampfwalze

Sehr geehrter Herr Diederich!

Daß Sie Pater Leppich nicht verstehen, kann man Ihnen nicht übelnehmen, daß Sie sich aber zu Verleumdungen verstiegen haben, ist unerhört. Denn es ist nichts anderes als eine bodenlose Frechheit und eine unerhörte Verleumdung, wenn Sie behaupten, Pater Leppich sei ein „Fanatiker", „dem der Zweck die Mittel heilige." Es dürfte Ihnen schwer fallen, Pater Leppich nachzuweisen, daß er auf krummen Wegen die Gelder erwirbt, mit denen er schon viele Tausende Hilfsbedürftige unterstützt hat.

Aus Ihrem Artikel spricht eine Intoleranz, die nicht mehr zu überbieten ist. Die Art und Weise in der Sie schreiben, zeigt, daß Sie sich gar keine Mühe geben, ihn zu verstehen.

Der Stil, den Sie gebrauchen, entspricht dem in SPIEGEL und BILD-Zeitung und ist ein Mischmasch aus Halbwahrheiten und Verdrehungen, die dadurch entstehen, daß die Zitate aus ihrem Zusammenhang gerissen sind. Ich hätte dem DISKUS mehr Niveau zugetraut.

Über die Sprache Pater Leppichs kann man streiten. Über seine Ziele nicht! Nicht eine Pseudorevolution will Pater Leppich heraufbeschwören, sondern nichts weiter als den Menschen unserer Tage die Forderungen der Bergpredigt (Matth. 5, 1–7, 29) ins Gedächtnis zurückzurufen. Diese Forderungen sind fast 2000 Jahre alt. Nicht Pater Leppich predigt Haß, sondern diejenigen, die sich an seiner Ausdrucksweise stören, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, was er will und ihm böswillig demagogische Absichten unterschieben wollen. Sie täuschen sich gewaltig, wenn Sie glauben, „Aktivisten wie Pater Leppich fänden unter jedem Überbau ihr Betätigungsfeld." Denn Pater Leppich wird wohl nur von denen verstanden werden, die sich mit dem Christentum und seinen Forderungen auseinandersetzen wollen und in ihm mehr als ein „Phänomen" sehen. Solchen, die in primitiver Weise nur demagogische Absichten hinter der Arbeit Pater Leppichs sehen wollen, wird der Kern seines Strebens verborgen bleiben.

Der „Sprachgestus" dieses Artikels ist verletzend und anmaßend. Ich hoffe, daß Sie in der nächsten Nummer widerrufen und die Verdrehungen klarstellen, denn es ist eine Blamage für eine Studentenzeitung einen Artikel abzudrucken, aus dem bloß blinder Haß spricht.
Mechthild Heyer, Ffm.

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Erscheint monatlich außer März und September.
Herausgeber: Norbert Ely, Alexander Gockel, Peter Milger, Peter Schafmeister, Hans-Walter Siebert.
Redaktion: Alexander Gockel (Kulturpolitik), i. V. Klaus Scheunemann (Politik), Wolfgang Vogel (Ausland), Ror Wolf (Feuilleton), Peter H. Schröder (Mitarbeiter), Reiner Diederich (Mitarbeiter).
Verlagsleiter: Hans-Walter Siebert, Redaktionsgeschäftsführer: Klaus Scheunemann, Vertrieb: Siegfried Bartels.
Anzeigenredaktion: Wolf Calebow. Zur Zeit gilt Preisliste Nr. 5a vom 30. November 1961.
Anschrift der Zeitung: 6 Frankfurt am Main, Mertonstraße 26–28, Telefon 77 06 43 188.
Konten der Zeitung: Deutsche Bank Nr. 240 964 (Anzeigenredaktion). Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158. Commerzbank Nr. 42 197 (Vertrieb).
Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialien gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS. Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit Erlaubnis der Redaktion.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß. Abonnements zum Preis von DM 6,– jährlich (Studenten DM 3,–) nimmt der Vertriebsbeauftragte, Adresse wie oben, jederzeit entgegen.
Druck: Graphische Werkstätte Offenbach, Offenbach am Main, Schäferstraße 12, Telefon 8 15 18.

Reklame muß sein

Das Beiprogramm in den Kinos

Horst Holzer

I

Daß die Reklame nicht recht, eher schlecht ist –, der Kulturfilm aus unerfindlichen und kaum bewiesenen Gründen so heißt –, die Wochenschau sich vom Fernsehen um die Aktualität gebracht sieht und die Voranzeige nichts darstellt als ein marktschreierisches, effektschwangeres Bild- und Tonbombardement, in dem vor allem die besseren Filme, zu Hör- und Sehfetzen atomisiert, umkommen –, all diese Erkenntnisse gehören als Ingredienzen längst zum abendlichen Brot des Filmbesuchers.

Im folgenden geht es jedoch weniger um den mehr oder minder hohen Grad an Qualität, den der durchschnittliche Vorspann aufweist; es geht in erster Linie darum, was sich in ihm und hinter ihm verbirgt. Der Vorspann wird hier betrachtet unterm Aspekt seiner Möglichkeit, als publizistisches und somit im gesellschaftlichen Kontext wirkendes Medium, Symptome sozialer Zustände erkennen zu lassen, auch und gerade wenn das Beiprogramm mit Schlagern, Werbetexten und ähnlichem nur den Satz der Zeit bildet. Um nicht im Schlick allgemeiner, vager Argumentation zu versinken, hält sich dieser Beitrag an ein konkretes Beispiel: den Vorspann, der vom 3. bis 11. Mai in Frankfurt zu Luis Bunuels Film ‚Viridiana' gespielt und der keineswegs willkürlich, sondern wegen seiner typischen Züge ausgewählt wurde.

II

Das konsumgesellschaftliche Motto ‚Reklame muß sein' wird zwar weitgehend akzeptiert, aber die Frage
‚Muß Reklame so sein?'
läßt sich dennoch hin und wieder vernehmen. Doch auch sie kann schnell beantwortet werden: Reklame **muß** so sein. In einer Gesellschaft, die mit der Expansion des Güterverbrauchs steht und fällt, entwickelt sich der Konsum, als Lebenselement eben dieser Gesellschaft, unwiderstehlich zum Maßstab, an dem jeder jeden mißt. Der Verbrauch avanciert zum sozialen Adelspaß, die simple Ware zum gesellschaftlichen Prestigefetisch, die Fernsehtruhe zum anbetungswürdigen Schrein. Die Menschen einem so ablaufenden Wirtschaftsprozeß einzupassen und bei der Warenstange zu halten, obliegt der Werbung.
Diese Institution zeigt sich nun kaum gewillt, sachlich argumentierend Gebrauchsgegenstände anzubieten; vielmehr konzentriert sie sich fast ausschließlich darauf, penetrant animierend Sehnsuchtsbefriedigungen zu offerieren. Die Folgen solchen Gebarens sind die Margarine mit Snob-, die Zigarette mit Globetrott-Appeal. Der systemerhaltende Absatz steigt, denn wer möchte angesichts des Zwanges zum Mithalten im ökonomisch-sozialen Vorwärtseilen nicht zu jenen Auserwählten zählen, die von Teakholztellern RAMA essen; wer möchte angesichts der unzähligen, aber doch nur wenigen offenen Möglichkeiten, die Welt kennen zu lernen, nicht zu jenen Smoking-Tramps zählen, denen eine PEER EXPORT, eine STUYVESANT, eine GELTEN lässig im Mundwinkel hängt.
Gerade letzteres zeigt jedoch auch, wie das Manipulationsinstrument Werbung an etwas erinnert, was sein könnte; zeigt, wie in die Reklame etwas von dem flüchtet, was unter den gegebenen Gesellschaftsverhältnissen keine Chance der Realisation besitzt. Allerdings scheint besonders die Zigarettenpropaganda noch einem anderen Flüchtling Obdach zu gewähren: einem Pseudo-Militarismus, verkörpert in schneidiger Marschiermusik. Man vermag sich gelegentlich des Gedankens nicht zu erwehren, daß die deutschen Zigaretten nachholen sollen, was in zwei Weltkriegen deutschen Heeren nicht gelang: die Eroberung der Welt.
Auf ähnliche Art, nur weniger elegant sublimiert und lauthalser, trägt auch eine Autoreifen-Reklame zur Bewältigung von Vergangenem bei. Man weiß nicht recht, ob man während des FULDA DIADEM-Filmes der Schilderung eines Luft- oder eines Panzergefechts beiwohnt. Eines scheint jedenfalls klar: daß dabei ein Autoreifen vorgeführt wird, ist lediglich von akzidenteller Bedeutung. Der wie ein Schützengrabenreport geschriebene und gesprochene Text verwandelt den mehr oder minder [illegible] straßenauf- und -abwärts rollenden Reifen in einen feuersprühenden Stuka oder Tigerpanzer.
In der Werbung sucht so nicht nur Zuflucht, was sonst nicht sein kann, sondern auch das, was einmal war, jetzt tabu ist und hoffentlich nie wieder sein wird, selbst wenn manche es gerne anders [illegible]en.

III

Die sogenannten Kulturfilme sind weniger fürs Kinopublikum als für die Filmtheaterbesitzer interessant – aus steuerlichen Gründen. Für diesen Zweck muß Kultur jedoch erst von einem Gremium als solche erkannt und prädikatisiert worden sein. Was nach dieser Bewertungsprozedur dann mit dem Namen ‚Kulturfilm' und dem Prädikat ‚wertvoll' versehen wird, stellt zumeist den Höhepunkt jedes Beiprogramms dar, den manchmal nur noch die Reklame für LANGNESE-EIS übertrifft. Dabei soll keineswegs geleugnet werden, daß es trotzdem ausgezeichnete Kurzfilme gibt, Kurzfilme, die den Hauptfilm nicht nur durch ihre steuerlichen Vorteile finanziell mittragen, sondern ihm adäquat, ja überlegen sind. Doch alles Ausgezeichnete ist, muß eine Ausnahme sein. Ein Massenangebot an angeblich kulturell wertvollen Vorfilmen mittels Prädikatisierung zu produzieren, wie es jene Filmbewertungsstelle tut, ist purer Unsinn und täuscht etwas vor, was gar nicht sein kann. Selbst ein Volk von Dichtern und Denkern vermag Kunstwerke nicht in Serienproduktion herzustellen, auch wenn die Kulturindustrie meint, das Gegenteil beweisen müssen.

Den Kurzfilm ‚Erzählung über die Hände' – übrigens tschechischer, nicht einheimischer Machart – machen in diesem Zusammenhang zwei Szenen bemerkenswert. Die eine: der Arzt bei der Operation. Der Zuschauer sieht sich förmlich auf die Operationsbank gezerrt; sieht sich von dem Film gezwungen, die eigene Angst als Nervenkitzel zu goutieren. Die Medizin, gegen vegetative Dystonien und funktionelle Neurosen machtlos, erzeugt somit, aus kulturell wertvollen Gründen, gerade das, wogegen sie nichts ausrichten kann: die Angst des Menschen inmitten eines rasenden technisch-sozialökonomischen Strukturwande!s.

Die zweite Szene: Rückblende in den letzten Krieg. Hände, eine Pistole umklammernd, trommeln gegen eine Tür. Drinnen stemmt sich eine alte Frau wider das Holz, während (Überblende) ihr Sohn über eine Mauer springt und verschwindet. Ein Schuß kracht und zerfetzt die Hand der Mutter. Das hohe Lied der Mutter, die still und stumm sich opfert fürs Heil der anderen, die durchhält und damit den Sohn rettet. Brauchen wir, gleichgültig ob in Frankfurt oder Prag, schon wieder heldische Mütter, die sich selber opfern müssen, wenn sie ihre Kinder nicht opfern wollen?

IV

Die Wochenschau brüllt ‚JA!'. FULDA DIADEM und der zuletzt zitierte Teil der ‚Erzählung über die Hände' waren nur das Präludium. Die Wochenschau läßt den Knüppel endlich aus dem Sack: Düsenjäger- und -bomberschau anläßlich der Hannoveraner Messe, Astronautentag in der UdSSR, Erprobung von Raketenantriebsaggregaten in Frankreich, Glenn und Titow in den USA, Abwurf der A-Bombe über der Weihnachtsinsel. Diffamierung der Ostermärsche durch eine ins Lächerlich gezogene Reportage.

75 Prozent der Wochenschau aus Rüstungsthemen! Während dieser Zeit werden mit Gedröhne und Geprassel, mit Hurra-Pathos und Sonny-Boy-Jargon die Menschen durch die Möglichkeiten ihrer Vernichtung unterhalten. Dabei wird das mittels politischer Manipulation und Propaganda (regelmäßige Filmberichte von der Berliner Mauer) geschaffene Aggressionspotential in den Menschen auf ein Ziel gerichtet, welches durchaus nicht der Erhaltung irgendwelcher Freiheiten, sondern der Zerstörung alles Menschlichen gleichzusetzen ist. Die menschliche Angst vor chaotischer Vernichtung muß dazu herhalten, die Mittel dieser Vernichtung, die atomaren Waffen, gerade als Schutz vor dem Chaos offerieren zu können.
Nicht die Notwendigkeit politischer Verhandlungen, vielmehr die Unvermeidlichkeit kriegerischer Auseinandersetzungen hämmert man auf solche Weise ins Bewußtsein der Menschen. Andererseits geht Hand in Hand mit derartiger Kraftmeierei nach außen ein Vertuschen und Ignorieren von Konflikten und Problemen innerhalb des eigenen sozialen Raumes. Die den Einzelnen unmittelbar umgebende Wirklichkeit wird entschärft, er selbst aber auf etwas scharf gemacht, das man nicht beim Namen nennt. Drinnen herrscht eitel Harmonie, draußen dräut der böse Feind.

V

Doch, und damit erweist sich die Wochenschau weiter als gelehrige Schülerin ihrer Zeit, so schlimm ist das ja alles gar nicht. Solange Stuten wie Halla noch Fohlen bekommen, solange es noch Reiter ohne Furcht und Tadel wie H. G. Winkler gibt, solange sich der geplagte Mensch noch aus dem harten Panzer der Zivilisation an den weichen Busen der Natur oder der Mannequins von Dior flüchten kann, solange sich die Schimpansen noch wie du und ich benehmen – solange bleibt, Freunde, das Leben lebenswert und der Atompilz eine Gaudi.

Das selbstschutzgemäße Verhalten

Zur Ausrüstung des modernen Menschen, der darauf sinnt, den Verteidigungsfall zu überleben, hat sich ein weiteres Utensil gesellt. Schleppt er schon wo er steht und geht eine Aktentasche herum, selbst wenn er keine Akten hat, um in der Not sein Haupt bedecken zu können, und trägt er schon unablässig eine Handfeuerwaffe unter der Achselhöhle, um sich in der Stunde X ein Plätzchen in Nachbars Bunker erkämpfen zu können, wird er fürderhin sein Bereitschaftsgepäck um ein nützliches Gerät bereichern müssen, um die Chance, die er hat, auch messen zu können. Die IMPERIA-ELEKTRONIK hat einen Volks-Geigerzähler auf den freien Markt gebracht. Ist der Verteidigungsfall vorbei, lassen sich damit Orte ausfindig machen, wo man bei geringer Strahlungsintensität Aussichten hat, unbeschadet auf die Nachwelt zu kommen.
Der selbstschutzbedürftige Student kann es für einmal Honeff (DM 245,–) erschwingen. Das ist keineswegs zuviel, wenn man erachtet, daß das Gerät notfalls für mehrere zählt. Man rechnet höheren Ortes damit, daß sich im Volke spontan Zählgemeinschaften bilden, und daß aus dem gemütlichen Beisammensein nach der vierzehntägigen Zählübung Miniatur-Zentren anheimelnder Geselligkeit entstehen, in denen sich nebenbei in der Zeit zwischen den Verteidigungsfällen die Rückgliederung manches einsamen und somit verirrten Menschen in die Volksgemeinschaft bewerkstelligen ließe. Aber auch der chronisch Abseitige kann sich in der Zwischenzeit in seiner Frühstücksmilch die friedliche Verwendung des Atoms nachweisen.

●

Nach Abnehmen der Sonnenbrille liest sich das Organ Nr. 11 Nov. 61 des Zivilen Bevölkerungsschutzes etwa so:
„Der unterhaltsame Lehrfilm wird den unterirdischen Menschen sichtbar machen. Hiroshima-Angst und Hoffnung. In dieses Fluidum trat nun der Bundesluftschutzverband ein, mit der Absicht, erneut an die Menschen unseres Vaterlandes zu appellieren. Daß wir alten Luftschutzleute für diese Situation Verständnis hatten, lag in der Natur der Sache."
„Der im harten Einsatz stehende BLSV-Helfer.
Selbstschutzführungspersönlichkeiten.
Der ideal gesinnte Mensch.
Der gutwillige Mensch.
Die deutschen Flugzeuge 1933–45. Das Buch enthält nüchtern und objektiv die wenig bekannten Leistungen deutscher Wissenschaftler und Techniker in den Jahren 1933–45. Es füllt eine bisher schmerzlich empfundene Lücke."
„Örtlich Aufklärung auf breiter Front. Der Selbstschutz zwischen Tisch und Herd. Ortsstellenleiter Heinrich stellte heraus, daß der Selbstschutz sich stark innerhalb der häuslichen Gemeinschaft, der Domäne der Frau, abspielt. Die Einzelhändler schalteten sich propagandistisch in diese Aktion ein."
„Damit ist auch die Aufgabe der Einzelpersönlichkeit sehr klar sichtbar in den Vordergrund getreten."
Was droht uns **d a ?**

Peter Milger

Fortsetzung von Seite 1

besserer Kolportage vermählt. Gern gekauft werden „Bücher der Neunzehn", Sammelwerke wie „Theater der Gegenwart" oder Bücher aus der „Bibliothek des Einzelgängers", bei denen man für wenig Geld noch die tröstliche Gewißheit erhandelt, ein Einzelgänger zu sein, obwohl ihre Auflage in die Tausende geht.
Ist das skizzierte Bild von der studentischen Lektüre zu pessimistisch geraten? Eher im Gegenteil. Unter Hörsaalpulten wurden schon Lore-Romane entdeckt. Alles kommt vor. Ein Kommilitone liest beispielsweise nur Krimis, scheint also zum Regierungschef prädestiniert. Andere tragen ins Wunschheft der Studentenbücherei Werke von Hans Grimm und Gorch Fock ein. Wieder andere lesen überhaupt nicht, sondern spielen Skat.
Aber in der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft", die sich heute an den Universitäten einfindet, gibt es auch einzelne, denen Bücher mehr bedeuten als reizvolle Entspannung neben der Karrierebüffelei. Da sind die Engagierten, die mit Brecht oder Enzensberger auf ihre imaginäre Barrikade steigen. Da sind die verspäteten Avantgardisten, die für sich den Expressionismus und die zwanziger Jahre nachholen. Da sind nicht zuletzt die fortgeschrittenen Ästheten, die das Feuilleton des DISKUS lesen.

Reiner Diederich

Vor Eggeads wird gewarnt

Einen Tusch für unseren Kanzler. Er hat erkannt, wie gefährlich die außenpolitischen Planspiele der windigen Intellektuellen um Kennedy nicht nur für Berlin, sondern für die ganze freie Welt sind. Diesen Eierköpfen kann gar nicht oft genug gesagt werden, daß es mit den Bolschewiken keine Koexistenz geben kann, sondern nur, wie es ein deutscher Staatsmann einst in anderem Zusammenhang formulierte, das harte Entweder-Oder.
Haben nicht diese Harvard- und Yale-Absolventen durch ihr innenpolitisches Programm, durch ihr Insistieren auf der sozialen Gleichstellung der farbigen Amerikaner, durch ihren Druck auf die US-Stahlindustrie wegen einer lächerlichen Preiserhöhung bewiesen, daß sie zumindest anfällig für sozialistische Ideen sind? Und wer wüßte nicht, wieviel deutsches Drängen nötig war, damit Kennedy nach dem 13. August den Vizepräsidenten Johnson nach Berlin entsandte, die Reservisten einberief und schließlich die Atombombenversuche wieder aufnehmen ließ, während unser Kanzler nicht zögerte, seine Verbundenheit mit den Berlinern vor aller Welt zu demonstrieren?
Nein, die akademischen Berater um Kennedy sind uns verdächtig. Uns sollte es nicht wundern, wenn die Mehrzahl von ihnen organisierte oder heimliche Kommunisten wären. Wem gibt es nicht zu denken, daß US-Außenminister Rusk einen Tag, nachdem ihm von General Walker, einem Sprecher der John Birch Society, kommunistische Unterwanderung in seinem Amt vorgeworfen wurde, alle Schleier fallen ließ und seine Mitarbeiter öffentlich als „Genossen" anredete?
Vor den Ideen dieser Kompromißler kann nur gewarnt werden. Vielleicht sollte sich die Bundesregierung noch strammer als bisher an jenen Mann anlehnen, der Frankreich zu neuer Größe führte und der die Opfer nicht scheut, die der Aufbau einer eigenen schlagkräftigen Atommacht nun einmal kostet.
Überhaupt ist es an der Zeit, das Verhältnis zu den USA zu überprüfen und der verhängnisvollen Amerikanisierung unseres völkischen Lebens entgegenzutreten. Deshalb sind wir jenem CDU-Politiker dankbar, der vor der Bundestagswahl im Herbst stolz erklärte, daß seine Partei auf Propaganda im amerikanischen Stil verzichten werde. Ein mutiges Wort in einem Land, das seine vaterländischen Werte in den Schmutz zerrt. Gott sei es gedankt, daß wenigstens einige nationalgesinnte Männer in Bonn den verderblichen Einfluß der primitiven Cowboy- und Negerkultur erkennen.
Dem Bundeskanzler allerdings wollen wir gern jenen Amerikanismus durchgehen lassen, mit dem er in Berlin die amerikanisch-sowjetischen Gespräche kommentiert: „Mach mal Pause".

Frank Berger

politische bücher

Sieg, Sieg!

Erich Kuby: „Sieg, Sieg!" Rowohlt-Verlag, 1961, Leinen DM 18,50.

Kuby bleibt Kuby, auch dann, wenn er, wie in seinem Roman „Sieg, Sieg!" Themen des 08/15 Genres aufgreift. Die Handlung seines Romans hat Kuby in die Zeit des „Drôle de Guerre" und des deutschen „Blitzfeldzuges" in Frankreich gelegt. Doch interessiert ihn das Kriegsgeschehen nur insofern, als es die Soldaten zeichnet und sie menschlich vor die Hunde gehen läßt. Gegen Ende des Romans hat nur der Held der Handlung sich integre Humanität bewahren können. Dadurch aber wird er in die Rolle eines Don Quijote gedrängt, der in seinem Kampf gegen den Kasernenhofgeist selber zu Fall kommt. Er empört sich darüber, daß eine Anzeige wegen Vergewaltigung eines französischen Mädchens unterschlagen wird und zieht sich dadurch Haß und Verachtung seiner „Kameraden" zu. Folgerichtig machen sie ihn bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit „zur Sau".

Ein Handicap für den Romanautor Kuby ist, daß die von ihm geschilderten Szenen nicht zum Tribunal sondern zum Essay werden. Trotz dieses Nachteils darf das Leserpublikum Erich Kuby dankbar sein. Dankbar dafür, einmal von einem anderen Wehrmachtscicerone als Herrn Kirst an die Hand genommen zu werden. Kritik mit dem Unterton zähen Wohlwollens will Kuby nicht geben. Stattdessen beißende Satire, bitteres Resignieren. Obgleich weniger naturalistisch als Kirst scheint er damit die Welt der „Feldgrauen" von gestern treffender und vor allen nüchterner zu zeichnen.

E. Jeuthe

Die Alma M. vor dem Schnellgericht

Reinhard Döhl / Hans-Christian Kirsch: „Der Student". Polemik der geistigen Jugend, List Bücher Nr. 212, München 1962.

Wenn sich zwei schon ein wenig prominente Zeitgenossen mit ausgeprägten publizistischen Ambitionen – Verlagslektor und Romanautor in München der eine, literarischer Montagetexter und Student in Stuttgart der andere – anschicken, zu „aktuellen Problemen der deutschen Universität" und ihrer Studenten „Stellung zu nehmen", wie der Klappentext gewichtig formuliert, so verspricht man sich mit Fug und Recht mehr als das übliche illustrierten-Geschwafel. Hängt einem der Beteiligten noch der Ruf des skandalfreudigen Avantgardisten an, erwartet man insgeheim zumindest kritische wenn nicht aggressive Essays. Statt dessen wird brave Hausmannskost geboten, der man zudem anmerkt, daß sie „auf-die-Schnelle" zubereitet wurde.

Was hier zehn Autoren auf 173 Seiten zusammengetragen haben, kann man in dieser oder jener Form schon seit Jahren in der Studentenpresse lesen. „Der Student" in zehn Kapiteln, von Hochschulreform über politische Bildung, Studentenpresse, Korporationen und „Thema Studentin" bis zum Ausländer- bzw. Auslandsstudium. Jobben und der Misere des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die üblichen Klischees, Thesen und Anmerkungen. Zum Teil noch nicht einmal das. „Man kann Fragen stellen. Ist Humboldt überholt? . . . Ist die Umwelt daran schuld? (Vielleicht ist sie das wirklich, nur zum Spaß mal angenommen)." Und so, nur zum Spaß mal angenommen, wird weiter gefragt. Allerdings bleibt das Thema dabei auf der Strecke. Die angekündigte „Polemik der geistigen Jugend" findet nicht statt. Dafür werden Binsenwahrheiten naiv als Erkenntnisse ausgegeben: „Es ist kein Geheimnis mehr: die deutsche Universität ist unterentwickelt. Der SPIEGEL brachte es an den Tag. Eingeweihte wissen: es steht noch schlimmer. Der Fall der deutschen Universität zur höheren (Fach)-Schule kann morgen schon eingetreten sein." Und so geht es weiter.

Es spricht Bände, daß die SPIEGEL-Serie „Die Bundesrepublik – ein unterentwickeltes Land" zu der mit am häufigsten zitierten Quelle dieser Traktätchensammlung zählt. Die aufrechte Unwissenheit einiger Autoren, die sie schon über das bibliographische Material stolpern läßt, führt zu absonderlichen Blüten. Die Korporationszeitungen werden unter dem Übertitel „Burschenschaftliche Blätter" einzeln aufgezählt. Daß diese BB selbst nur eine Zeitschrift und kein Sammelbegriff sind, unter dem sich die verschiedenen Verbandsblättchen subsumieren ließen, ist den Autoren entgangen. Die Diskrepanz zwischen Universitätsidee und Universitätswirklichkeit wird allein auf Budget-Nöte (zu wenig Lehrstühle, Gebäude etc.) zurückgeführt. Daß mit den veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen auch die „Idee" der Universität in Mitleidenschaft gezogen sein könnte, kommt dem zuständigen Autor nicht in den Sinn.

Es geht hier nicht um einen Verriß. Sicher hätte sich auch jeder andere bei dem Versuch, auf 173 Seiten im Taschenbuchformat der verzwackten Materie des heutigen Bildungswesens auf den Leib zu rücken, gehörig übernommen. Immerhin zeigt selbst ein Beitrag dieser Aufsatzreihe, daß es auch anders geht. Der „politische Auftrag der Universität" wird von Jürgen Gebhardt ohne Schlagworte und enzyklopädisches Brimborium abgehandelt. Unbestritten sei auch der informatorische Wert des ganzen Büchleins, in dem vieles zusammengetragen ist, was sonst nicht ohne weiteres zugänglich wäre.

go

Mao Tse-tung und das neue China

Georg Paloczi-Horvath: „Der Herr der blauen Ameisen – Mao Tse-tung", Eine Biographie. Verlag Heinrich Scheffler, Frankfurt (M.), 432 S., 24 Tafeln, Leinen DM 19,80

In einer Zeit, in der man der Wahrheit das Vorurteil, der Erkenntnis die Blindheit und dem Gespräch den kalten Krieg vorzieht, ist es erstaunlich und erfreulich zugleich, eine Biographie in die Hände zu bekommen, die es sich nicht leicht macht, ein Lebensbild nachzuzeichnen, von dessen Vielschichtigkeit und Fremdheit wir nichts oder nur wenig wissen: das Lebensbild Mao Tse-tungs; des Mannes, der, als besessener Autodidakt, in Unabhängigkeit von der Moskauer Parteilinie, die KPCh aufbaute, den Kampf mit Tschiang Kai-schek und der Kuomintang aufnehmen, flüchten und in der Illegalität leben mußte; der einen Marsch von über zehntausend Kilometern antrat, um der Vernichtung durch die Kuomintangheere zu entgehen, um sein Werk, das Leben seiner Anhänger und die Zukunft Chinas, wie er sie sich vorstellte und wie wir sie heute vor uns sehen, zu retten.

Georg Paloczi-Horvath, der ein aufschlußreich-zwiespältiges Buch über Chruschtschow geschrieben hat, entwickelt in seiner Mao Tse-tung-Biographie, an Hand zahlloser Quellen die Entstehung der KPCh. Er versucht, mit möglichst großer Objektivität, dem seltsamen Phänomen eines Kommunismus gerecht zu werden, der, im Widerspruch zur Kominternlinie, weder die Anerkennung durch Stalin, noch die der chinesischen Revolutionäre, der Kuomintang, hatte.

Der Autor beschreibt die ungeheuerlichen Verbrechen, die im chinesischen Bürgerkrieg begangen wurden, und gibt eine detaillierte Darstellung der Politik Tschiang Kai-scheks. Während vor uns das Bild Mao Tse-tungs entsteht, in seiner Widersprüchlichkeit und Mehrdeutigkeit, hebt sich simultan das Erscheinungsbild des „Generalissimus" ab, der immer die Unterstützung von Außenmächten fand und doch nicht mehr zustande brachte als ein System der Korruption und der Massaker.

„Man muß den Marxismus chinesisch machen und dafür sorgen, daß er in jeder seiner Äußerungen chinesische Züge trägt, das heißt, daß er Chinas Besonderheiten entsprechend angewandt wird." Mit dieser Auffassung geriet Mao in Gegensatz zu Moskaus Vorstellungen von einer chinesischen Revolution. Sie begründet die schwerwiegenden ideologischen Streitigkeiten, die heute mit besonderer Schärfe ausgetragen werden. Diesem Kapitel in der Geschichte der KPCh widmet der Verfasser viel Raum, sehr zum Besten der Biographie. Für die wirtschaftliche Entwicklung im zurückliegenden Jahrzehnt findet er Worte der Bewunderung und der Kritik; auf jeden Fall verdient die folgende These Beachtung: „Würde China in die Gemeinschaft der Nationen aufgenommen und am Welthandel teilnehmen, dann könnte dies zu einer allmählichen Normalisierung der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung in China führen."

Peter H. Schröder

Fatalistische Konjunktursoziologie

Ernst Samhaber: „Welt von heute, Welt von morgen, eine Soziologie der Konjunktur". Verlag Heinrich Scheffler, Frankfurt/M.

„Es gibt Zeiten, in denen alles schiefgeht, da die schönsten Pläne mißlingen, die größten Anstrengungen scheitern; und dann wiederum kommen Tage, da alles glatt läuft; wo uns Erfolg auf Erfolg in den Schoß fällt – wenn wir die ‚Konjunktur' zu nutzen wissen."

Samhaber beginnt sein neuestes Buch „Welt von heute, Welt von morgen, eine Soziologie der Konjunktur" mit einer Definition des Begriffs „Konjunktur", wie sie sich aus dem Ursprung des Begriffs in der Astrologie ergibt, mit all dem Fatalismus, der damit für die „Alten" oftmals verbunden war.

Letzlich fatalistisch steht auch Samhaber dem Wirtschaftsgeschehen der Gegenwart gegenüber. Zwar trägt er auf 320 Seiten Text eine kaum überschaubare Menge an exemplarischen, oft auch episodischen Vorgängen zusammen, hinter denen immer wieder der Mensch, als Individuum wie als Gruppe, aber doch letztlich als bewußt handelnder und damit entwicklungsmitbestimmender Faktor sichtbar wird. Samhaber schildert den Gang der Industrialisierung in den alten Industrienationen Europas und die Bemühungen um ähnliche Entwicklung in den jungen Staaten Afrikas und Asiens. Er schildert, immer wieder an Beispielen, die mit Fleiß zusammengetragen sind, sowohl die Voraussetzungen wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Art für solche Entwicklung, wie die vielfältigen Begleit- und Folgeerscheinungen auf wirtschaftlichem und besonders sozialem Gebiet, die mit der Industrialisierung verbunden sind, ohne daß er zu einer wirklichen Analyse des modernen Wirtschaftsgeschehen vorstößt, die den Untertitel „Soziologie der Konjunktur" rechtfertigen würde. Wird das Buch Samhabers inhaltlich dem hochgespannten Titel nicht gerecht, ist es zur Information über wirtschaftliche Vorgänge während der letzten Jahrzehnte in allen Teilen der Erde doch recht wertvoll, zumal es der Autor verstanden hat, seinen Stoff recht lebendig darzustellen, zu lebendig manchmal, möchte der kritische Leser meinen, dem es um die Sache geht, der daher auf manches Beiwerk gerne verzichten würde.

W. C.

Reformen und kein Ende

„Die Idee der Universität." Für die gegenwärtige Situation entworfen von Karl Jaspers und Kurt Rossmann. Springer-Verlag Berlin / Göttingen / Heidelberg 1961. 250 Seiten, DM 12,–.

Es gibt Diskussionen, bei denen am Ende keiner mehr weiß, wohin die Sache eigentlich laufen soll, wo der Gegenstand den Beteiligten aus der Hand gleitet und gewissermaßen zwischen den Fingern zerrinnt. Diese Bemerkung will den gegenwärtigen Stand der Diskussion um die Hochschulreform kennzeichnen. Aber bereits bei dem Terminus „Reform" setzen Bedenken ein. Eine ganze Reihe von Autoren, hauptsächlich Soziologen (Anger, Habermas, Plessner, Schelsky, Baumgarten), sprechen von Reformen und meinen Revolution. Das Verwirrende ist, daß sie zwar beachtliche Gedanken zum Thema „Die Rolle der Hochschule in der Gesellschaft" beisteuern, hinsichtlich der Substanz, der „Idee" der Universität, aber eine merkliche Zurückhaltung walten lassen. Meint Revolution nur eine formale Demokratisierung der Hochschulorganisation, dann führt sie ins Reich der Potemkinschen Dörfer. Denn der neue Anstrich verschönert sicherlich das baufällige Gebäude, kann aber die umfassende Renovierung oder den Auszug nicht ersetzen. Aber selbst die Alternative: Renovierung oder Neubau erweist sich als nur scheinbar, halten doch alle bisherigen Vorschläge, das Blaue Gutachten einbeschlossen, am traditionellen Leitbild fest. Auch der (bisher einzige) Versuch, der Hochschule mit dem angelsächsischen Education–Auftrag eine neue Funktion zuzuweisen, ist bald „eingedeutscht", vom alten Bildungsauftrag absorbiert worden.

Die Erfordernisse des Tages sind von den Grundsatztheoretikern auf die letzte Stelle verwiesen worden. Die Kehrseite der Medaille war, daß der Wissenschaftsrat, um überhaupt zu Ergebnissen zu kommen, auf die reformatorische Gretchenfrage von vornherein verzichtete. Die vorliegende Schrift hingegen bekennt sich zu einer praktischen Reformarbeit. „Das Bekenntnis zur Traditionsform genügt nicht mehr. Deshalb gilt es, aus dem Anspruch der Idee die Möglichkeiten einer Erneuerung der Universität in einer den Prinzipien des geistigen Lebens und der modernen Wissenschaftlichkeit selber entsprechenden inneren und äußeren Struktur zu entwerfen und zu beurteilen" (Jaspers). Rossmann modifiziert im wesentlichen Gedankengänge des „Hofgeismarer Kreises": den Universitäten sollen eigenständige „Ausbildungs-Institute" angeschlossen werden. Der bibliographische Anhang stellt den Autoren eine exzellente Visitenkarte aus. Als bezeichnend für die Widrigkeiten der Kulturpolitik mag gelten, daß Jaspers bereits 1923 und 1946 eine Schrift unter gleichem Titel veröffentlicht hat.

Alexander Gockel

Neue Taschenbuchreihe

Als ‚Politikum-Reihe' bringt der J. Fink Verlag, Stuttgart eine neue Taschenbuchserie heraus, in der seit Anfang des Jahres Schriften zur Wirtschaft und Politik publiziert worden sind, die sich durch kritische Ansätze und durch angemessene Respektlosigkeit vor nationalen Tabus auszeichnen. Zu den Autoren der bisher erschienenen Bände zählen Gottfried Griesmayr, Alex Möller und Kurt Pritzkoleit. Die Bände kosten bei guter Ausstattung zwischen 3,80 und 7,80 DM.

F.B.

Eine Mülltonne mit Vergangenheit

Wie „der Christ" mit „Schund und Schmutz" zu verfahren habe, darüber belehrten in Frankfurt unlängst Plakate des evangelischen und katholischen Männerwerks. Auf ihnen war eine mit Schriften über den Rand vollgestopfte Mülltonne (Aufschrift: „Schund und Schmutz") zu sehen, darüber, weiß auf schwarzem Grund, der markige Satz: „So reagiert der Christ".

Eine möglicherweise gutgemeinte Aktion – aber gewiß keine wohldurchdachte. Männer christlichen Glaubens – nehmen wir einmal an, solche standen tatsächlich hinter der Sache – halten also gewisse Druckerzeugnisse, vermutlich auch bestimmte Filme, für „Schund und Schmutz", für gefährlich, ja, dem Seelenheil ihrer Mitbürger abträglich. Da ist es ihr gutes Recht, zu warnen.

Fragwürdig sind indessen die Mittel, zu denen diese Männer Zuflucht nahmen. Zunächst: Was soll das heißen, „der Christ"? Ganz davon abgesehen, daß es Christen der gegensätzlichsten Anschauungen gibt, ruft dieser Kollektivsingular leider auch die Erinnerung an die Sprachschablonen der Nazi-Propaganda wach: Der Russe, der Brite, der Jude – „der" Christ? Und was will die Formel „Schmutz und Schund" besagen? Muß man nicht, eingedenk mancher Äußerung hoher Vertreter der sogenannten „beiden großen Konfessionen" und ihrer Laienorganisationen fürchten, es seien hiermit nicht nur gewisse pornographische „Privatdrucke" (und hoffentlich auch Landserheftchen) gemeint, sondern ebenso die angeblich „nihilistischen" Werke der modernen Kunst, Filme und Bücher mit Szenen sexueller Natur?

Eine Gesellschaft, deren aufgeklärte Bürger die Gefahren der Verdrängung und der Tabuisierung kennen, sollte wissen, wie gefährlich es ist, Tabus zu errichten. Wilde Triebausbrüche in Zeiten großer Machtverschiebung wie der Nazi-Ära lassen sich dann kaum verhindern.

Wohin schließlich soll es führen, wenn selbst angeblich christliche Gruppen („Liebet Eure Feinde") bereits wieder die Vernichtung als Mittel der geistigen Auseinandersetzung propagieren? Worin liegt der Unterschied zwischen Mülltonne und Scheiterhaufen? Wieweit sind wir noch entfernt von den Buchverbrennungen unseligen Angedenkens?

Wenn schon Aktionen gegen „Schund und Schmutz", warum ruft man nicht auf zum Kaufboykott, einem durchaus rationalen und in der sogenannten Marktwirtschaft sicher auch wirksameren Mittel? Fragen über Fragen.

Bleibt zum Schluß als Positivum zu vermerken, daß Gegner dieser zweifelhaften Plakataktion nicht im gleichen Stil reagierten, diese Plakate also nicht in die Mülltonne steckten.

Hans Hagedorn

DeTeWe

DEUTSCHE TELEPHONWERKE UND KABELINDUSTRIE
AKTIENGESELLSCHAFT BERLIN

Technisches Büro · Frankfurt am Main

FERNSPRECH-ANLAGEN JEDER GRÖSSE

STARK- UND SCHWACHSTROMKABEL

UHREN- UND SIGNALANLAGEN

FRANKFURT AM MAIN

Dantestraße 7

Fernsprech-Sammel-Nr. 77 31 51

Der Bremer Denkmalspfleger

Hochschulreform rückwärts
Anmerkungen zur Rothe Denkschrift

Seit Februar 1961 liegt dem Bremer Senat ein Gutachten über eine in Bremen zu errichtende Universität vor. Der Verfasser der Denkschrift ist Dr. Hans Werner Rothe, vormals Assistent des Kurators der Göttinger Universität. Rothe ist somit Verwaltungsfachmann par exellence. Dadurch unterscheidet sich auch seine Schrift von denen anderer Autoren zum Thema Hochschulreform: Er legt en detail die Aufgaben dar, die sich einer Universitätsverwaltung stellen, bringt Kostenvoranschläge für die einzelnen in Bremen zu errichtenden Institute und Seminare bei und errechnet sorgfältig den gesamten Personal- und Sachbedarf einer Universität. Es wäre kein Wort weiter zu verlieren, wenn sich die Denkschrift darauf beschränkt hätte. Aber der Autor sieht seine Aufgabe vornehmlich darin, eine neue Reformkonzeption zu entwickeln.

Hier liegt die Schwäche des ganzen Werkes. Hierin liegt aber auch, das sei vorweggenommen, dessen Gefahr. Denn seit der Veröffentlichung des Gutachtens gibt es kaum eine Diskussion über Hochschulreformen, in der Rothes Denkschrift nicht erwähnt würde und erwähnt werden müßte. Und das mehr auf Grund der Popularität seiner Gedanken denn infolge einer wirklichen Analyse des Hochschulproblems.

Für jede Reformdiskussion stellt sich die Frage nach der Vereinbarkeit der „geistesgeschichtlichen Grundlagen" mit den „Wesensmerkmalen der neuen Universität". Und hier kommt Rothe zu überraschenden Ergebnissen. Er findet für die Hochschule außer den Aufgaben der Forschung und der Lehre noch eine dritte: den außerwissenschaftlichen Erziehungsauftrag. Die Rolle des Erziehungsmanagers als Institution, die Bildung verwaltet, wird reformatorisch eingeführt.

Wie es scheint, bleibt dabei die alte Universität unangetastet, lediglich um das Moment der Erziehung bereichert. Forschung und Lehre bleiben unberührt. Allerdings nur scheinbar. Denn es zeigt sich, daß Rothe von Forschung und Lehre eine völlig andere Vorstellung hat als die Universitätsgründer von 1810. Sein Wissenschaftsbegriff ist von dem Fichtes oder Schellings grundsätzlich verschieden.

Indessen entgeht ihm dies. Denn mit H. Heimpel glaubt er an „die Gesundheit der deutschen Hochschule" und will „die idealistische Universität nicht durch eine grundsätzlich andere . . . ersetzen". Nur soll „zu den beiden Wesensmerkmalen von Forschung und Lehre die Erziehung als drittes Wesensmerkmal der Universität gefügt werden".

Immerhin, ganz wohl ist Rothe dabei nicht zumute. Er sucht nach einer Rechtfertigung seiner Erziehungsunversität – die Popularität der Idee scheint ihm nicht auszureichen – und findet diese bei H. Wenke: Heute hat man „mit einer sehr großen Zahl von jungen Menschen zu rechnen, bei denen man den Impuls zur Selbstbildung durch Wissenschaft nicht voraussetzen oder erwarten kann". Warum dergleichen nicht vorausgesetzt werden kann, bleibt unerwähnt. Es bleibt unerwähnt, daß es gerade die Forderungen sind, mit denen die Gesellschaft und ihr Repräsentant, der Staat, an den akademischen Nachwuchs während der „Ausbildung" herantreten, die eine „Selbstbildung durch Wissenschaft" weitgehend unmöglich machen. Unter diesem Aspekt erweist sich die Reform der Universität als zunächst nicht so notwendig wie die des staatlichen Prüfungswesens. Aber Rothe sieht das nicht.

Wie radikal neu diese Universität ist, wie ernst es ihm um den außerwissenschaftlichen Erziehungsauftrag ist, wird klar, wenn er Heimpel zitiert, daß „dabei Erziehung nicht gemeint ist als die im Sinne des Idealismus wirkende Menschenformung durch die wissenschaftliche Wahrheit selbst, sondern . . . unter Erziehung verstanden wird eine außerhalb der Wissenschaft erstrebte pädagogische Einwirkung auf die Studenten". Das ist unmißverständlich, und Rothe gibt sich im folgenden auch redliche Mühe, das Gesagte wieder abzuschwächen und einzuschränken. Das ist übrigens bezeichnend für den Stil der Denkschrift: Kaum ist die prinzipiell neue Lösung entwickelt, so wird auch schon zu beschwichtigen versucht. Die grundsätzliche Polarität von Wissenschaft und Erziehung soll verdeckt werden. Nach H. Wenke wird ausgeführt, „daß die echte Begegnung der akademischen Jugend mit der Wissenschaft die Hauptsorge in der künftigen Entwicklung der Hochschule bleiben muß". Hier könnte ein fruchtbarer Dialog über die wissenschaftliche Aufgabe der Universität einerseits und dem postulierten Erziehungsauftrag andererseits anknüpfen. Aber der Dialog wird geflissentlich vermieden. Das Zitat erweist sich als freundliche Verbeugung, mehr nicht.

Es hat sogar den Anschein, als ob Rothe im Erziehungsauftrag der Universität nicht nur eine Aufgabe neben anderen sieht, sondern das Hauptanliegen der Hochschule schlechthin. So fordert er von der Universität, „den Weg der systematischeren pädagogischen Hinwendung an die Jugend bei der Vermittlung der Wissenschaft selbst" (H. Heimpel) einzuschlagen. Hier wird die gesamte wissenschaftliche Arbeit unter dem pädagogischen Aspekt gesehen, selbst wenn Rothe dann hinzufügt, daß nur eine „pädagogische Einwirkung auf die Studierenden in kleinerem und persönlichem Kreise jenseits der Vorlesung und jenseits des Seminars gemeint" ist. Denn wie umfassend, wie total diese pädagogische Einwirkung sein soll, zeigt Rothe, wenn er sagt, daß „das ganze geistige Gewicht der akademischen Körperschaft mit all ihren Inhalten auch als menschlich bildende Kraft der Gesamtpersönlichkeit eingesetzt werden" muß. Den Begriff der Gesamtpersönlichkeit übernimmt er von C. H. Becker. Dieser schreibt: „Die intellektuelle Seite des Menschen ist schließlich nur eine Seite der Gesamtpersönlichkeit . . . Neben das Intellektuelle ist das Religiöse, Künstlerische, Sozialethische und vor allem das Körpergefühl getreten, d. h. der Mensch als Gesamtpersönlichkeit und der Mensch als Gemeinschaftswesen".

Neben all dem bleiben Forschung und Lehre bestehen. Sie sollen weiterhin die eigentlichen Aufgaben der Universität darstellen. An diesem Widerspruch wird deutlich, wie unzulänglich der Wissenschaftsbegriff Rothes ist. Er mißdeutet ihren Charakter, vor allem ihr spekulatives Moment. Und damit ihre Freiheit, ihre Autonomie. Diese Autonomie aber bildet das Kernstück der Humboldtschen Universität.

Diese Autonomie setzt totalitärer Manipulation der Wahrheit ihre Grenzen. Denn nicht an den Gegenständen wissenschaftlicher Forschung stößt sich die totalitäre Ideologie, sondern an ihrer autonom spekulativen Interpretation.

Für Rothe ist Wissenschaft verwaltete Wissenschaft. Verwaltete Wissenschaft aber wird zur Berufsausbildung. Sie dient dazu, die gesellschaftlichen Verhältnisse zu fundamentieren, indem sie die Stablilität der ökonomischen Verhältnisse garantiert. Rothe erweist sich hier nicht als Universitätsreformer, sondern als Interpret der herrschenden Ideologie. Das macht seine Popularität, das macht aber auch seine Gefährlichkeit aus. Für die Reform fehlt ihm die Dynamik, so wie sie die Humboldtsche Universität mit sich brachte. So ist das, was er proklamiert, nicht Reform, sondern eigentlich schon Restauration.

Norbert Ely

konkret gesagt

Zur politischen Topographie der Studentenpresse merkt das in München erschienene Taschenbuch „Der Student" an:

„Die Studentenzeitungen im engeren Sinne als Organe der einzelnen Hochschulen zeigen ohne Zweifel erfreuliche Züge, Mut zur Opposition und zur Kritik am Bestehenden . . . Ein Sonderfall ist das glanzvoll redigierte Hamburger „konkret". Es ist das trojanische Paradepferd des linken Idealismus. Prinzipiell wird hier im Sinne des kommunistischen Dualismus der Westen zu einem korrupten Monstrum und seine Freiheit zum Bluff böser Mächte aufgeblasen, gegen die vereinzelte Lichtträger aufstehen. Die originelle „Unabhängigkeit" des Blattes besteht darin, daß es sich zwar über jeden Winkel der Erde äußert, aber über dem Geschehen innerhalb der kommunistischen Heilswelt kein Wort verliert. In falscher Treuherzigkeit kann dann der jeweilige Leitartikler die Phalanx kommunistischer Machthaber als im Grunde recht honoriger, nur zeitweise uneinsichtiger Partner im außenpolitischen Geschäft analysieren. Faszinierend aber ist die Wendigkeit, mit der „konkret" die außenpolitische Route der Kommunisten auf einem linken Fußweg mitmarschiert. Angesichts des gewaltigen Einsatzes von Druckerschwärze gegen westliche Atomversuche und -rüstung und der vornehmen Zurückhaltung bei dem sowjetischen Abbruch der Genfer Beratungen und dessen schwerwiegenden Folgen, muß der Beobachter schließen, daß die Redaktion ihre Leser für sehr dumm hält."

83 000 Menschen arbeiten in der Salzgitter-Gruppe

Salzgitter Industriebau GmbH, Salzgitter-Drütte
Hüttenwerk Salzgitter AG, Salzgitter-Drütte
Luitpoldhütte AG, Amberg
Kieler Howaldtswerke AG, Kiel
Borsig Aktiengesellschaft, Berlin-Tegel
Linke-Hofmann-Busch GmbH, Salzgitter-Watenstedt
Salzgitter Maschinen AG, Salzgitter-Bad
Deutsche Industrie-Werke AG, Berlin-Spandau
Salzgitter Stahlbau GmbH, Salzgitter-Watenstedt
AG Eisenhütte Prinz Rudolph, Dülmen
Deutsche Schachtbau- und Tiefbohrges. mbH., Lingen
Erzbergbau Salzgitter AG, Salzgitter-Bad
Ewald-Kohle AG, Recklinghausen
Märkische Steinkohlengewerkschaft, Heessen
Steine und Erden GmbH, Goslar
Salzgitter Eisenhandel GmbH, Hannover
DEUMU Deutsche Erz- und Metall-Union GmbH, Hannover

Salzgitter AG

L'art pour l'art pour rien

Thesenhaftes zum Studentenschauspiel

Aus besseren Tagen — Alfred Jarry: Ubu roi

Anmerkungen zur deutschen Studententheaterszene sind ohne ehrliches Bemühen um Provokation nicht nur müßig, sondern auch pietätlos, da es sich dabei nicht vermeiden läßt, einem Verstorbenen Übles nachzusagen. Denn das deutsche Studententheater ist tot. Den trauernden Hinterbliebenen ist die wehmütige Erinnerung an die Erlanger Diskussionen ein geringer Trost. Die Unwirksamkeit der theoretischen Bemühungen ist unübersehbar.

Der Terminus „Studententheater" ist wegen des ihm innewohnenden Anspruchs auf das, was gegenwärtig von Studenten theatralisch praktiziert wird, nicht länger anwendbar. Mit wenigen Ausnahmen erweist sich das Interesse an der Realisation dramatischer Texte als nicht wissenschaftlich. Man führe hier nicht die theaterwissenschaftlichen Institute an. Die Inszenierungen der Institutsbühnen zeugen zwar von Fleiß und „Liebe zur Sache", können aber den Charakter von Klassenarbeiten selten verleugnen. Was hier bei einem vergleichsweise hohen Anfall von Promotionen betrieben wird, ist allenfalls Theaterkunde. In diesem Zusammenhang wäre ein Vorgehen wissenschaftlich, das die sprachlichen, philosophischen und gesellschaftlichen Probleme des Theaters mit den Methoden der entsprechenden modernen Disziplinen untersucht. Es gibt Stückeschreiber, die in soziologischen oder gar kybernetischen Lehrbüchern Ortsbestimmungen anstellen. Die „Theaterwissenschaften", längst sattelfest geworden, richten ihr Augenmerk liebevoll auf die Stoffsammlung und haben für die Niederungen gemütsloser Rationalität nur die Geste der Verachtung.

Für die mimischen Bemühungen der Kommilitonen bei etwa 18 westdeutschen Studiobühnen sei hier der Terminus „Universitätstheater" vorgeschlagen. Gebildet wie „Dorftheater", soll er lediglich den Ort der mühsamen Handlung fixieren.

Denn was die Grüppchen Spieleifriger bis -wütiger für ein Semester zusammenführt, ist ausschließlich das allgemein menschliche Bedürfnis, sich in Szene zu setzen. Sie betreten die Bretter, um die Welt zu verleugnen und sich zu behaupten. Dabei dient offenbar der Kopf, so müd geworden, daß er nicht mehr hält, nur dazu, ihn gemeinsam in den Sand zu stecken. Die verkrampfte l'art pour l'art Attitüde kennzeichnet ein Mißverhältnis zur Umwelt. Es geht ihnen um das, was sie für Kunst halten für die Kunst, in der eigenen Hälfte abseits zu stehen. Sie amüsieren sich mit sich selbst und bestehen unverdrossen darauf, daß sich das Publikum darüber amüsiere.

In der Tat muß man bei Durchsicht der Kritiken konstatieren, daß die zu derlei Anlässen delegierte zweite Garde der Lokalfeuilletonisten, grenzenlos gelangweilt von Grundsteinlegungen und was sonst noch anfällt, wohlwollend vermerkt, s i e hätte sich amüsiert. Das kann man ja verstehen.

Avantgardistisch ist allenfalls das graphische Beiwerk. Allerlei intellektuelle Schnörkel vermitteln den Eindruck, man denke sich etwas dabei, die vom professionellen Theater breitgetretenen Pfade entlangzustolpern. In zwei Semestern gab es nur eine Uraufführung; wenn auch aus urheberrechtlichen Gründen nur inoffiziell. Die „neue bühne" an der Johann Wolfgang Goethe-Universität zu Frankfurt spielte „Eli" von Nelly Sachs.

Die augenscheinlichste Ursache der Misere ist ebenso alt wie fatal: Der Hang, die Welt säuberlich in Kunst und Irdisches zu zerhacken. Geht man ähnlich gewaltsam mit der Studentenschaft um, so ergeben sich drei Sorten: die Schein-Bewegten, die, Examen im Herzen und Wohlstand im Sinn, im optimalen Falle zum Publikum taugen. Die politisch Bewegten, die, unablässig damit beschäftigt, Flugblätter zu verteilen und Vorträge zu halten, die agitatorischen Möglichkeiten des Theaters unterschätzen. Die Musen-Bewegten, denen die Wirklichkeit, mit der sich ihre Kollegen eifrig arrangieren, fortwährend in die Quere kommt und die wähnen, sie wären dem Profanen entronnen, wenn sie sich auf der Bühne die Welt vollends verstellen.

Sorte drei stellt fast ausschließlich das Personal der bundesdeutschen Studiobühnen. Ihr Gehabe ist betont unpolitisch, wobei ihrer feinsinnigen, wenngleich total undialektischen Intuition entgeht, daß sie gerade damit blindlings in das Lager der Rechten geraten. Den dort ansässigen Polit-Studenten entgeht das ebenfalls. Sie wittern selbst da Aufsässigkeit und halten sich fern. Und die Antagonisten vom SDS haben sich anscheinend damit abgefunden, daß die Universität jene Gesellschaft widerspiegelt, der sie ans Leder wollen. Man fragt sich, ob es Resignation oder revolutionäre Taktik sei, was sie davon abhalte, da etwas zu ändern, wo sie etwas ändern können. Nicht eine Bühne läuft unter SDS-Regie: Man ist anderwärts beschäftigt. So wird eine Möglichkeit, Gesellschaftskritik zu treiben, gerade von denen schnöde vertan, die sich zu ihr berufen fühlen.

Das „Theater des kritischen Verstandes" findet wegen mangelnder Beteiligung vorläufig nicht statt. Die Affirmation einer zur Inhumanität tendierenden Gesellschaft führt zum bloßen Nachäffen ihres Theaters.

Die Studiobühne der TH Aachen zeigte auf der 11. Internationalen Theaterwoche der Studenten in Erlangen Felicien Marceaus „Das Ei". Einer der Verantwortlichen, darüber belehrt, daß der Autor in Belgien wegen Kolaboration mit der SS zum Tode verurteilt ist, und daß sein Stück der faschistischen Ideologie nicht entrate, gab seiner Ahnungslosigkeit etwa so Ausdruck: „Wir hielten es für ein zeitkritisches Stück. Wir sind schließlich nur höhere Techniker."

Peter Milger

Kein Geld für Monats schriften

„DIE KULTUR" ist tot — kann die Kultur noch weiterleben? Als diese „unabhängige (Monats-) Zeitung mit internationalen Beiträgen" im April zum letzten Male erschien, weinten ihr viele Feuilletonisten gerührte Tränen nach. Zu recht; diese literarisch-engagierte KULTUR war gut. „DER MERKUR", eine „Deutsche (Monats-) Zeitschrift für europäisches Denken", ist ebenfalls gefährdet: Bis zum 30. Juni noch will die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart (DVA) die Zeitschrift halten, das weitere Schicksal ist ungewiß; bis jetzt hat sich kein anderer Verlag gefunden, der den MERKUR übernehmen will. Der Kurt Desch-Verlag in München hat monatlich rund 5000 DM in die KULTUR investiert, die DVA 30 000 DM jährlich in den MERKUR: Verluste. Welcher „schöngeistige" Verlag in unserem Land kann sich das dauernd leisten? Und welche deutschen Leser können sich solche Zeitschriften leisten?

Nun sind die Preise solcher und ähnlicher Monatsschriften recht niedrig, nur die teuersten kosten soviel wie das Abonnement einer Tageszeitung. Die Preise bezieht sich also mehr auf die intellektuelle Tragfähigkeit. Die „Bandbreite" speziell des MERKUR ist beträchtlich, von konservativ — in Politik, Literatur, Wissenschaft — bis fast sozialistisch brachte und bringt er Artikel von Autoren, die in dieser Mischung eigentlich nur von kosmopolitischen Bildungsgroßbürgern geschluckt werden können. Und tatsächlich zielte der MERKUR immer auf eine ungewisse stille Elite. Die gibt es nicht, oder zumindest nicht mehr. Der KULTUR hätte man — bessere Werbe- und Vertriebsmethoden vorausgesetzt — mehr Chancen zugerechnet, denn sie traf recht genau die Denkfrequenz von Verlagsangestellten und deren Chefs, Feuilletonisten, Literaten und allgemeiner orientierten Literatur- und Kulturpolitik-Interessenten. Sie ist indessen „gestorben", wie die „Gegenwart", wie „Texte und Zeichen", wie „Der Ruf" (wenn er nicht sowieso 1947 verboten worden wäre). Die heute noch existierenden Monatsschriften sind samt und sonders auflagenschwach und subventioniert: „Der Monat" von amerikanischen Mäzenen, die „Frankfurter Hefte" von deutschen Mäzenen, die „Gewerkschaftlichen Monatshefte", die man auch zu dieser Gruppe der anspruchsvollen zählen kann, vom DGB. Die gesamte deutsche Studentenpresse ist subventioniert, genauso wie alle im Universitätsklima angesiedelten, nicht rein fachwissenschaftlichen Publikationen (DUZ, Universitas z. B.).

Hans Werner Richter, zusammen mit Alfred Andersch (1946/47) Herausgeber des „Ruf", fragte in der „Welt": „Sind (die Monatszeitschriften) unter Umständen nicht veraltet? Ist ihre Form nicht längst überholt? Sie alle entstanden nach Vorbildern der zwanziger Jahre. Sie sind wahrscheinlich sowohl in ihrer Struktur, wie auch vielleicht in ihrem Inhalt, in der Art ihrer Polemik der Gesellschaft nicht mehr adäquat, in der sie erscheinen." Und er hofft, daß eines Tages ein Bahnbrecher kommt, der intuitiv „den rechten Weg findet".

„twen" ist nicht subventioniert, sondern wirft — allerdings erst nach längerer Anlaufperiode — Gewinn ab; „magnum" hat einen festen und großen Leserstamm. „Der Spiegel" und „Die Zeit" sind — wenn auch teilweise auf Grund ihrer wöchentlichen Aktualität — sichere Verkaufserfolge.

Im Zeitalter der Informationssammler und -jäger ist die scheinbar nur aus Tatsachen bestehende SPIEGELstory, angereichert möglicherweise mit twen-Mätzchen und magnum-Teakappeal das heißeste Objekt. „Was kostet eine unabhängige Meinung?" fragte R. W. Leonhardt in der ZEIT, als er die MERKURische Krankheit bedauerte. Doch wohl soviel, als man als Auflage damit verkaufen kann. Die Monatsschriftsteller spotten ihrer eigenen theoretischen Erkenntnisse, wenn sie, wollen sie schon die Zustände ändern, genau diese Absicht und Meinung dem Markt gehorchend nicht erst einmal konsumfertig anbieten.

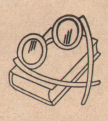
Heimo Claasen

derduft dergroß enweite nweltde rduftder großenr weitenu

Ende März fanden sich in München die deutschen Studentenvertreter ein. Tagten und konferierten dort sieben Tage lang. Hockten über Akten und heckten Beschlüsse und Resolutionen aus. 14. Mitgliederversammlung des Verbandes Deutscher Studentenschaften (VDS). Das alljährliche Rendevouz der — nach einem VDS-Slogan — Elite unserer Universitäten.

Immerhin: die Ausschüsse, Kommissionen und Unterkommissionen stießen Beschlußvorlagen am laufenden Band aus. Das Plenum applaudierte, ohne die gewohnten Redeschlachten und Kampfabstimmungen. Ohne die üblichen Kulissenspiele des üblichen politischen Studentenfunktionärs. „Die Qualität der Diskussionen war streckenweise hervorragend", merkte eine Wochenzeitung an, eine andere stellte fest, „daß die Studentenschaft von heute wieder Vertrauen erweckt".

Ein großer Staatsmann hat in seinen Memoiren geschrieben, die zehn Gebote seien nur deshalb so klar und für jedermann verständlich ausgefallen, weil keine Kommission auf die Formulierung Einfluß gehabt habe. Beim Zustandekommen der Beschlüsse und Empfehlungen des Studentenverbandes haben offensichtlich viele Kommissionen mitgewirkt. Die verschiedenen Stellungnahmen zur Sozialpolitik, zur Bildungsreform und zum Hochschulrecht nehmen sich denn auch wie eine eindrucksvolle Lektüre für kulturpolitische Experten aus. Und da gibt es bekanntlich nicht viele. Selbst in den Ministerien und Parlamenten nicht. Auch nicht unter den AStA-Vorsitzenden.



Einige andere Beschlüsse haben Aufsehen erregt, obwohl sie alles andere als aufsehenerregend sind. Man hat beschlossen, die Kontakte zu den afro-asiatischen Studentenverbänden zu „intensivieren". Das hat man auf den Mitgliederversammlungen vorher auch schon getan. Vielleicht wird es diesmal Wirklichkeit. (Ein fremdsprachiger Informationsdienst, vor vier Jahren beschlossen, fehlt immer noch.) Man will jetzt internationale Seminare und Konferenzen auch dann besuchen, wenn die weder freie noch deutsche „Freie Deutsche Jugend" (FDJ) teilnimmt. Im Vertrauen: war das nicht schon lange der Fall? Zum Beispiel beim ZSP-Seminar1960 in Polen? Der einzige Unterschied: Jetzt wird offiziell teilgenommen. Ist leider nicht zu vermeiden, will man den Freien Deutschen Jugendlichen nicht allein das Feld überlassen.

Einige wenige sehen's anders. Die rechts- und linksradikalen Idealisten. Vor allem ihre „Studenten"-Zeitungen. Dort liest man folgendes: „Studenten betreiben jetzt realistischere Politik als die verstockte Regierung zu Bonn", „Abkehr von der Hallstein-Doktrin", „Entscheidende Umorientierung im VDS" etc etc. Nicht immer wird die Verwandtschaft von Rechts- und Links-Extremismus so deutlich wie auf den Wahlplakaten der Deutschen Friedensunion und der Deutschen Reichspartei 1961. Hier ziemlich. Man applaudiert, weil man grundsätzsätzlich an allem und jedem zugunsten eines fiktiven Traumstaates herumnörgelt. Setzt der VDS an bestimmten Erscheinungen unseres kulturpolitischen Lebens notwendige und sachliche Kritik an, mischt man sich ein. Die Kritik wird eingemeindet und zur „Bewältigung".

Daß das Fußvolk stets nur nach der Melodie tanzt, die es bereits kennt, wird niemanden wundern. Und es marschiert nunmehr zum Takt des Liedes vom „politischen Mandat". Politisches Mandat? Ein Schlagwort, weiter nichts. Der VDS ist so viel und wenig politischer Mandatsträger wie der einzelne Staatsbürger und jede ständische Interessenvertretung auch. Will sich die bloße Demonstration einer Meinung zum Eingriff in das politische Geschehen verdichten, bleibt auch der akademische Bürger auf die vorhandenen Institutionen des politischen Lebens angewiesen.

Eine Binsenwahrheit? Für manch einen nicht.

go

DISKUS in Frankfurt 1962 · Juni · 12. Jahrgang

Es ging eine helle Flöte

Präsidenten, Oberförster, Politprominenz — Poesie, kleine Mädchen und pflanzensoziologisch orientierte Raumbildung

KULISSE:
Spärlich-grüne Wiese im spitzen Winkel zweier zusammenlaufender Bahnlinien zwischen dem Südrand Frankfurts und dem Rhein-Main-Flughafen: Ausgedienter Bahndamm, darauf 200 Klappstühle, 2 Funkübertragungswagen, 2 Fahnenstangen, 1 Rednerpult und 1 Toilettenwagen. Hintergründig allseits Wald; diffuses Sonnenlicht.

REQUISITEN:
Absperrseile, 1 Dampflokomotive, 3 Personen-, 2 Eil- und 2 D-Züge, Schaufeln, Spaten, Gießkannen, Flugzeuge (viermotorig), 2 Fahnen, einige Bäumchen, Mikrophone, Dienstwagen, 1 Fußball, 2 Pferdeschwänze.

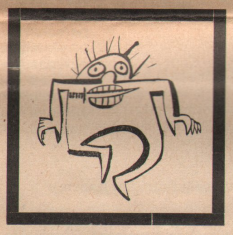
STATISTERIE:
4 Präsidenten, 1 Vizepräsident, 1 Oberbürgermeister, mehrere Oberforstmeister, mehrere Bürgermeister, 1 Generalkonsul, einige einfache Konsuln, Parlamentarier, 3 Blasorchester, 1 Kinderchor, Polizisten zu Pferde und zu Fuß, Jäger, Förster, 19 Frankfurter Bürger, doppelt soviel Presseleute, 6 Volkstänzer, zahlreiche Lehrer, 1 Handzeichengeber im Range eines Forstdirektors.

HAUPTPERSONEN:
Der Bundespräsident
Ein Polizeipferd
Anfangs 4500, später 3000 Schulkinder
Ein weiblicher Teenager
Die junge Linde

TEXTE:
1. Das Lied:
„Es geht eine helle Flöte,
der Frühling ist über dem Land . . ."
2. Die Begrüßungsrede:
„Hochverehrter Herr Bundespräsident, . . . sehr geehrter . . ., sehr geehrter . . ., sehr geehrter . . ., liebe Freunde des Waldes und des Grüns, liebe Kinder!"
3. Die Anspielung:
„Sie sind doch von früher Jugend an mit dem Grün und dem Lande auf eine ganz besondere Weise verbunden."
4. Die erste Rechtfertigungsrede:
„. . . die Stadt Frankfurt hat immer schon . . ."
„. . . wir haben seitens des Magistrats . . ."
5. Die zweite Rechtfertigungsrede:
„Der Frühling ist die schönste Jahreszeit, gepriesen in vielen Liedern und Gedichten und von jung und alt . . . das Wachsen, Knospen, Blühen . . . an (diesem) Tag über alles Trennende hinweg einmütig zu handeln!"
6. Die dritte Rechtfertigungsrede:
„Die deutsche Bundesbahn hat immer schon dafür gesorgt . . . Wir brauchen eine pflanzensoziologisch orientierte Raumbildung . . . Heute wird hier ein Arboretum begründet, zusammengesetzt aus nationalen und internationalen Elementen."
7. Die Hauptrede:
„Die Menschen müssen wieder lernen, die Natur als Subjekt zu betrachten und nicht als Ausbeutungsobjekt. Es ist viel geredet worden, doch es sollte mehr als bisher größere Energie verwandt werden auf die Bereinigung . . . Besonders auf die Erziehungsmöglichkeiten möchte ich die hier anwesenden Parlamentsabgeordneten und Regierungsmitglieder hinweisen."
8. Der Vierzeiler:
„Mit seiner Linde grüßt Berlin.
Nicht nur die Linde soll erblühn
Aus unsrer Herzen einig Glühn,
Ein ganzes Deutschland wünscht Berlin."
9. Der Befehl:
„Zurück, zurück!"

HANDLUNG:
Ein Mercedes 300 fährt die Wegrampe zum Schauplatz empor, rollt auf Kies vor dem Rednerpult aus. Ihm entsteigt der Bundespräsident. Dunkler Anzug, schneeweißes Haar. Die 4500 Kinder drängen hinter den Stuhlreihen und dem Polizeikordon gegen das Absperrseil und sehen nichts.
Die klappstuhlbesitzende Prominenz hat sich erhoben, der Bundespräsident schüttelt Hände, der 300 wird vorn links einrangiert, der Handzeichengeber schwenkt den linken Arm, die Bläser schweigen und der Kinderchor unter Leitung von Klaus Traukirch singt das Lied (Text 1). Der Bundespräsident setzt sich, die Prominenz setzt sich, der Oberbürgermeister löst den Handzeichengeber am Pult ab und verliest (Texte 2—4) in schneller Folge die Begrüßungsrede, die Anspielung und die erste Rechtfertigungsrede, nicht ohne sich mehrmals zu versprechen und einmal fest steckenzubleiben; gelegentlich unterbricht ihn ein Personenzug. Die Kinder sehen nichts und drängen gegen die Seile.
Der Bundespräsident spricht (Hauptrede, Text 7). Der Pfosten halblinks löst sich aus der Erde und das Absperrseil wird nach vorn ausgebuchtet. Zwei Polizisten eilen zur Schadenstelle und dämmen die Kinderfront ein. Währenddessen reger Bahn- und Flugverkehr. Die spezifische Dichte der 4500-Kinder-Schar wächst progressiv mit der Redezeit. Der Bundespräsident schließt mit: „Allen hilft der Wald!" Er begibt sich wieder zu seinem Platz, nur die vorderste Kinderreihe kann noch seinen Hinterkopf sehen. An den Seiten ganz außen sickern Knaben durch, treffen jedoch auf Berittene.
Jetzt steht der Ministerpräsident, aus Bayern und in Personalunion Präsident einer Schutzgemeinschaft für den deutschen Wald, vorn und hält die zweite Rechtfertigungsrede (Text 5). Mit kräftiger Stimme kann er Flug-, Zug- und Kindergeräusche übertönen. Ganz hinten hat sich ein Fußballspiel entwickelt, Kleingruppen von Schülern trennen sich ab und wandern buschwärts; trotzdem wächst der Druck am Seil.
Der zweifache Präsident fordert den Bundespräsidenten zur Tat auf. Der schreitet nach vorn, hinters Pult, zwei Schüler und ein Oberforstmeister begleiten ihn, er greift zur Schaufel, der Vierzeiler (Text 8) piepst aus der Lautsprecheranlage, die Begleitung hält die junge Linde, und mit 19 raschen Schaufelstichen ist die Erde auf die Wurzel und ins Loch gefüllt. Feststampfen, Pressebilder, zurück zum Platz. 400 Kinder sind durchgebrochen.
Schlag auf Schlag werden weiter Bäumchen gepflanzt, Vierzeiler gesprochen von kleinen Parademädchen. Der Polizei gelingt es, die vorgepreschten Kinder abzudrängen; die Ordnungskräfte sind jedoch sichtlich angeschlagen. Der Bundesbahnpräsident, die dritte Rechtfertigungsrede (Text 6). Die Lautsprecher sind der Dampflokomotive und der brodelnden Kindermasse kaum noch gewachsen. Das Seil windet sich, Tauziehen von Kindern gegen Kinder und Polizisten.
Doch ergibt sich eine Atempause, als die Volkstanzgruppe auftritt: Das Quartett spielt auf dem Podium, die Kinder beruhigen sich leicht, der Bundespräsident freut sich über den fliegenden Pferdeschwanz der Frisur eines tanzenden Jungmädchens. Das Absperrseil wird nur noch von drei Pfosten und fünf Polizisten gehalten. Der Handzeichengeber winkt den zwei Jagdvereinsblasorchestern Halali. Der Bundespräsident erhebt sich, Händeschütteln, Aufbruch — auf halbem Wege zum 300 kommt die Flut. Sie treibt einen Berittenen vor sich her, der Schwanz des Pferdes verfehlt nur um 30 cm die Nase des Staatsoberhauptes. Panikergriffen greift ein Bürgermeister in die Zügel und ruft (Text 9). Der Bundespräsident zieht die Hand zurück, mit der er dem Pferd die Kruppe tätscheln wollte, winkt den Kindern und verschwindet im Wagen.
Sekundenschnell zerfließt die Menge. Die Prominenz steht vereinzelt zwischen ihren Klappstühlen. Einige uniformierte Jäger und Förster kreuzen ziellos umher. Die hinteren Stühle werden eilig auf einen Lastwagen geladen.
VERANSTALTUNG UND REGIE:
Stadtverwaltung Frankfurt (Main) / Deutsche Bundesbahn / Schutzgemeinschaft Deutscher Wald / Deutscher Sportbund.
TITEL:
„Tag des Baumes"
P. S.:
Bundespräsident Heinrich Lübke fühlte sich wohl, die siegreichen Kinder fühlten sich wohl. Vom Rest der Beteiligten weiß man das nicht.

Heimo Claasen



sirius:

Der Verein zur ZÜCHTUNG STUBENREINER GEBRAUCHSAKADEMIKER gestattet sich, mit Nachdruck auf die augenblickliche Situation hinzuweisen und empfiehlt wegen über großer Bedrängnis 27,76% der Studentenschaft notzuschlachten

Psychologische Verteidigung

Vor dem Ring Christlich-Demokratischer Studenten referiert Major Hegglin, Wehrbereichskommando IV, über psychologische Verteidigung. Er ist in Uniform erschienen, um den Ernst seiner Ausführungen zu unterstreichen. Die aufmerksam lauschenden Gäste des RCDS erfahren, was sie bisher nicht wußten, nämlich daß russische Diplomaten keineswegs Ballonmützen tragen, sondern Frack und Orden, wodurch sie manch westlichen Diplomaten täuschen. Dieser hält sie für normale Menschen, weil sie Frack und Orden tragen, während sie in Wirklichkeit als Kommunisten „ganz anders gebaute Menschen" sind. Major Hegglin attestiert ihnen „gute Diplomatie", die mit ihrem „Slawentum" zusammenhänge — da denkt er sicher an dunkelhaarige Gerissenheit, armenisches Feilschen. Das hat er von irgendwoher.

Ebenso den „totalen Machtkampf in geweiteten Räumen" und den „politischen Raum", den er beschwört, so daß es einem in Clubraum 1 ordentlich eng ums Herz wird. Nun legt der Major los: „Jeder muß den Willen haben, Antikommunist zu sein, den Kommunismus auszulöschen, mit friedlichen Mitteln natürlich." Selbstredend. Allein auf Bundesebene betreiben ja nicht weniger als 500 Tarnorganisationen „unter Zuhilfenahme von . . . (na von wem schon?) das Geschäft des Ostens", indem sie „systematisch das Vertrauen der Bevölkerung in die politische und militärische Führung zu schwächen versuchen" und „zum Streik hetzen, wenn soziale Spannungen aufkreuzen . . . äh . . . auftauchen". Unsre pingeligen Gesetze erlauben nicht immer ein Verbot solcher Organisationen, was die Abwehrarbeit erschwert. Prophylaxe gegen kommunistische Influenza tut deshalb not. So muß man die Soldaten der Bundeswehr „vom Wert unserer Lebensordnung überzeugen", „ihre staatsbürgerlichen Vorstellungen aufbereiten", damit sie „ihren Lebensumkreis vollinhaltlich kennen und schätzen lernen". Dabei soll, sagt der Major, beileibe nicht eine Gegenideologie injiziert werden. Der Major hat vom Ideenpluralismus gehört und wendet dieses hübsche Formel an. Wichtig sei nur, daß „die westlichen Staaten alle auf einer Linie stehen, was die Begriffe Demokratie und Recht betrifft", d. h. wir uns mit Salazar oder dem Schah-in-Schah einig sind über Recht und Demokratie.

RD

Entgegnung

In der Februarausgabe des DISKUS berichten Sie unter dem Titel „Schicksalsgemeinschaft" über ein Referat, das ich kürzlich beim Bund Ostpreußischer Studierender gehalten habe. Einige meiner Ausführungen hat Ihr Mitarbeiter dabei offensichtlich unrichtig wiedergegeben. Schon um dem Eindruck zu entgehen, ich hätte von der ostdeutschen Geschichte nur nebelhafte Vorstellungen, muß ich Sie deshalb um Berichtigung bitten.
1. In dem polnischen (gemeint ist: ostdeutschen) Gebiet lebten keine „baltisch-germanischen Stämme". Die Balten sind eine selbständige Gruppe der indogermanischen Völkerfamilie; sie dürfen nicht mit den Germanen oder Slawen verwechselt werden. (Ich habe in dem Referat näher ausgeführt, in welchen Gebieten baltische, slawische und germanische Stämme lebten und welche staatliche Entwicklung sie im Lauf der Geschichte nahmen.)
2. Nicht der „polnische Teilfürst Masovius" hat den deutschen Ritterorden 1226 um Hilfe gegen die heidnischen Prussen gerufen, sondern dieser Herr heißt Konrad von Masovien.
3. Nicht die niederländischen und belgischen Grenzen stecken gegenüber den ostpreußischen in den Kinderschuhen, sondern dies trifft nur für die belgischen Grenzen zu, die 1815 festgelegt wurden.
4. Der Ausspruch über die völkerrechtliche und moralische Verwerflichkeit, die in der Vertreibung von Millionen Deutschen liegt, ist in der dargestellten Form nicht gefallen. Ich habe vielmehr besonders herausgestellt, daß schlechthin Massenvertreibungen den elementarsten Menschenrechten zuwiderlaufen, gleichgültig, ob sie sich gegen Deutsche oder Angehörige anderer Völker richten.

gez.: Mueller

Johannes Alt
Die Buchhandlung für den Mediziner · Frankfurt a. M.-Süd 10
Gartenstraße 134 · Tel. 61993
Haltestelle Hippodrom

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft

Buchhandlung für Universitätswissenschaften
Bockenheimer Landstr. 133
Zentrale: Steinweg 3
Ruf 26641, 687644

Peter Naacher

Bücher für Ihr Studium · Literatur unserer Zeit
Wesentliche Veröffentlichungen des In- und Auslandes

STUDENTENPARLAMENT

Hick-Hack

5. Mai 1960

„Das Parlament möge beschließen: Die Studentenschaft . . . ist nicht bereit, auf die . . . Darlehenskasse zu verzichten . . . Das Studentenparlament bittet daher die hessische Landesregierung, einen Weg zu suchen, der eine Unterstützung der Frankfurter Mensa auch unter Beibehaltung der Darlehenskasse ermöglicht."

einstimmig angenommen

Wenig später stimmt das Studentenparlament einem Vorschlag zu, den Betrag für die Darlehenskasse in Höhe von DM 2,50 ab sofort der Mensa zufließen zu lassen.

Am 21. Juni 1961 läuft es dann anders herum:

„Das Parlament möge beschließen: Infolge der ständig steigenden Zahl der Studenten der Johann Wolfgang Goethe-Universität und der Nichterreichung des durch einen Beschluß des Studentenparlamentes im SS 1960 erstrebten Erfolges sieht sich das Studentenparlament gezwungen, vorgenannten Beschluß aufzuheben. Der Betrag von DM 2,50 in den Sozialbeiträgen unter dem Gesamttitel Studentenwerk, der bis zum SS 1960 der Darlehenskasse, dann vorübergehend dem Mensaessen (Stammessen) zugeführt wurde, wird wieder mit Beginn des WS 61/62 der Darlehenskasse zugeführt."

einstimmig angenommen

Am 26. Januar 1962 beantragt AStA-Boß Wolf:

„Unter der Voraussetzung, daß das Kultusministerium, wie zugesichert, den von der Frankfurter Studentenschaft bis zum SS 60 eingezahlten Darlehensfond in Höhe von 274 000 DM als Treuhandvermögen der Studentenschaft beim Studentenwerk anerkennt, stimmt es zu, daß 40 000 DM aus dem Darlehensfond einmalig als zusätzliche Eigenleistung dem Studentenwerk zur Verbesserung der Qualität des Stammessens zufließen."

einstimmig angenommen

19. Februar 1962: rechtslinkskreuzundquerum dieecke:

„Das Parlament möge beschließen: Die DM 2,50 aus den Sozialbeiträgen, die bisher dem studentischen Darlehensfond zugeflossen sind, werden ab WS 1962/63 folgendermaßen aufgeteilt:
DM 0,50 fließen dem Studentenwerk zur Verbesserung des Mensaessens zu,
DM 1,50 erhält der DISKUS,
DM 0,50 erhält die Studentische Selbstverwaltung."

mit Mehrheit angenommen

Nun sage noch einer, unser Parlament sei nicht dynamisch. nel

QUARTIER LATIN

Leserbrief

Das Vorspiel zum Quartier Latin war keineswegs ein verheißungsvoller Auftakt für das akademisch-karnevalistische Lustspiel, das am 16. und 17. Februar folgen sollte. Die Kurzsichtigkeit des AStA, vor allem aber das organisatorische Unvermögen, einen Kartenverkauf menschenwürdig abzuwickeln, ist just nicht dazu angetan, der „Studentischen Selbstverwaltung" ein gutes Zeugnis auszustellen. An solchen scheinbar kleinen Dingen zeigt sich Tauglichkeit, auch — wenn man bescheiden sein will — ein „gewisses" Maß an Talent und gutem Willen. Indes von alledem keine Spur.

So schien mir besonders der Einfall recht originell, den Kartenverkauf an einer bestimmten Stelle anzukündigen, um ihn dann — nachdem sich bereits eine „kultivierte" Schlange gebildet hatte — kurzfristig abzusagen und an einem anderen Ort vorzunehmen. So geschehen am ersten Vorverkaufstag. Dergleichen sollte nicht passieren, zumal man doch aus den Erfahrungen vergangener Jahre hätte lernen können. Offenbar aber ist der Sinn fürs Lernen beim AStA wenig ausgeprägt.

Bedauerlich war auch das Verhalten der wartenden Studenten. Die Lethargie verblüfft, mit der allenthalben die saloppe Lässigkeit des AStA hingenommen wurde. Die Unzufriedenheit — auch das ist wieder bezeichnend — ging in die falsche Richtung. Sie machte sich in einer hemmungslosen Kartenjägerei Luft.

Vor allem zu tadeln ist der einfältige Optimismus der Verantwortlichen, beim Kartenverkauf alles dem Zufall anheimzustellen. Dabei wäre es doch so einfach gewesen. Ein Verfahren wird bereits beim Belegen praktiziert und hätte mühelos „abgeguckt" werden können: eine zeitlich-quantitative Einteilung mit Hilfe von numerierten Kärtchen. Oder aber — wie wenig Einfall gehört dazu — mehrere Verkaufsstellen an verschiedenen Orten einzurichten.

Wenig gut beraten war der AStA weiterhin, als er zu einem Zeitpunkt „höchster chaotischer Erregung" die Filmkamera sprechen ließ. Bewundernswert der Mut zur Selbstironie. Damit wird doch das organisatorische Unvermögen endgültig ins Bild gebannt. Soll der bewußte Bildstreifen etwa als „Beweis" für die Zugkraft des studentischen Faschingsfestes gezeigt werden? Oder gar als Nachweis der geleisteten Arbeit? Das Publikum wird die Urkundenfälschung mühelos aufdecken.

Am Rande sei noch auf die politische Instinktlosigkeit verwiesen, mit der gleichzeitig eine Aktion zur Wahl der neuen Studentenvertreter gestartet wurde. Die verteilten Handzettel, bedruckt mit einem Wahlaufruf, werden die „Wählwilligkeit" der Studenten wohl kaum anregen und heben können, wenn die Versäumnisse der „Studentischen Regierung" so offenkundig sind.

Als Resumee bleibt: Unsere Zeit krankt an übersteigerter Organisation. Hier jedoch wäre Organisation dringend erforderlich gewesen.

Albrecht Schau

MENSA

Freie Marktwirtschaft

In den ersten Semestertagen mußte der Mensabesucher eine „Verfügung" der akademischen Obrigkeit hinnehmen, die ebenso wie das Belegverfahren zu den unerfreulichen aber ständigen Begleiterscheinungen des Semesteranfangs gehört. Der Geschäftsführer des Studentenwerks hatte wieder einmal stillschweigend die Verkaufspreise in den Mensen um teilweise 20 Prozent erhöht.

Zu einer Zeit, da der Bundeswirtschaftsminister sich in mitleiderregenden Appellen an die Öffentlichkeit wendet und zum Maßhalten auffordert, praktiziert das Frankfurter Studentenwerk, dem Wolfsburger Unternehmervorbild nachstrebend, ein ebenso altes wie erfolgreiches Verfahren: Es benutzt das in den Semesterferien zu entrichtende Bedienungsgeld, um daraus zu Semesterbeginn eine generelle Preiserhöhung zu machen. Vor vier Semestern sah sich der Studentenwerksgeschäftsführer allerdings genötigt, eine morgens groß angekündigte Preiserhöhung mittags zurückzunehmen, da er vergessen hatte, die Maßnahme durch den Vorstand, in dem auch ein Student sitzt, legalisieren zu lassen. Wie steht es diesmal damit? Sollte der studentische „Vertreter" die Preiserhöhung etwa noch nicht bemerkt haben, sei ihm ein Beispiel genannt: Ein halbes Hähnchen, bisher das Renommiergericht in der Mensa und für DM 2,20 erhältlich, kostet nun DM 2,50. Wie ein Witz wirkt, daß die für den akademischen Nachwuchs subventionierte Milch nur um 3 Pfennige billiger zu haben ist als im Handel.

Es wäre an der Zeit, daß sich das Studentenwerk einmal zu einer eingehenden Begründung der neuerlichen Preiserhöhung aufrafft, um so mehr, als die Mensabetriebe erstmalig in diesem Jahr rund DM 50 000,— Landeszuschüsse bekommen. War die Maßnahme deshalb wirklich unvermeidlich? Oder glaubt das Studentenwerk, die Monopolstellung der Mensa derart ausnützen zu können, daß es den sozialen Charakter der Mensa zugunsten eines marktwirtschaftlichen Prinzips fallen läßt? Dann aber ohne studentische Sozialbeiträge und Subventionen!

Fritz Klostermann

STUDENTENWERK

Karten auf den Tisch

Der Streit um die Studentische Darlehenskasse beim Frankfurter Studentenwerk, die seit 1949 aus freiwilligen Beitragsleistungen der Frankfurter Studenten angesammelt worden war, ist in ein neues Stadium getreten. Nachdem sich das Studentenwerk am 24. Oktober 1961 mit dem Kultusministerium darüber geeinigt hatte, daß insgesamt 230 000 Mark als „fiduziarisches Sondervermögen" beim Studentenwerk verbleiben sollten, will das Studentenparlament nun vom Studentenwerk Rechnungslegung fordern. Außerdem soll der AStA die 230 000 Mark bei einer Umwandlung des Studentenwerks in eine Anstalt öffentlichen Rechts zurückfordern, da das Treuhandverhältnis mit der Vermögensübertragung des Studentenwerks an die Anstalt erlischt. Verhandlungen mit der Anstalt sollen folgen.

go

ASTA-HAUSHALT

Das Defizit

Mit den Sozialgebühren entrichtet jeder Student insgesamt DM 3,50 pro Semester an den Allgemeinen Studentenausschuß. Davon werden DM 2,50 in einem Haushaltsplan veranschlagt, den das Studentenparlament auf der ersten Sitzung des jeweiligen Semesters beschließt. Über die Restsumme von DM 1,— (außerordentlicher Haushaltsplan) verfügt der AStA-Vorstand selbständig, die Ausgaben müssen lediglich vom Kassenbeirat genehmigt werden.

Die über den ordentlichen Haushaltsplan im vergangenen Semester (WS 1961/62) veranschlagten Summen belaufen sich auf DM 25 772,68. Dem stehen Einnahmen von insgesamt DM 25 005,— gegenüber, so daß der Haushalt mit einem Defizit abschließt. Wofür diese Gelder ausgegeben worden sind, zeigt die folgende Aufstellung, die als Zwischenrechnung allerdings nur vorläufigen Charakter trägt. Unberücksichtigt sind ferner die über den außerordentlichen Haushalt, über das Reisereferat und das PKW-Referat abgewickelten Geldgeschäfte geblieben, die in ihrer Gesamtheit das Volumen des ordentlichen Haushaltes beträchtlich übersteigen dürften.

	DM
Beitrag VDS-Zentrale (Bonn)	7 985,04
VDS-Landesverband Hessen	800,16
Sekretärinnen	6 238,47
Aufwandsentschädigungen für AStA-Mitglieder	1 795,—
Telefon	1 403,02
Büromaterial, Porto	1 942,27
Dienstreisen von AStA-Mitgliedern	1 526,97
Wahlvorbereitungen	422,—
Parlament (u. a. Essen, Getränke, Taxi)	546,—
Ausländerbetreuung	287,60
Gesamtdeutsches Referat	392,26
Kulturreferat	160,72
Sozialreferat	79,72
Fachschaften	2 010,35
Miete Ruheraum für Mediziner	50,—
Telefon Med. Fachschaft	132,54
Summe der Ausgaben	25 772,68

Eine mehr ins Detail gehende Spezifizierung der Ausgaben war nicht möglich, da nur Mitgliedern des Kassenbeirates in die Prüfungsberichte Einblick gewährt wird. R. F.

REISEREFERAT

Motorisierung

Das Reisereferat des Allgemeinen Studentenausschusses verfügt seit Semesterbeginn über einen eigenen VW-Bus. Damit hat sich die Zahl der AStA-Dienstwagen auf insgesamt drei (2 VW-Busse und ein PKW-Export) erhöht. Der Wagen soll aus den Erträgen der vom AStA veranstalteten Auslandsreisen (ohne Zuschüsse aus den Sozialbeiträgen) finanziert worden sein und den Teilnehmern des Feriendorfes auf Sardinien gegen Entgelt ausgeliehen werden. So leicht sich die Neuerwerbung auch mit diesem oder jenem Hinweis publikumswirksam rechtfertigen läßt, wäre es doch der Überlegung wert gewesen, auf die immerhin beträchtlichen Gewinne aus den Reisen zugunsten einer Senkung der Teilnehmerpreise zu verzichten. Eine zweite Möglichkeit hätte darin bestanden, den Juliusturm durch die Verteilung von Ausländerstipendien abzubauen (für algerische oder cubanische Flüchtlingsstudenten zum Beispiel). Das hätte sich eindrucksvoll ausgenommen als das ewige Geschwafel vom politischen Mandat. Ferner hätte man die Reisegewinne auch zur Abdeckung der Mehrkosten, die die Erhöhung der Beiträge für den VDS verursacht, benutzen können, um eine Erhöhung der Sozialgebühren zu vermeiden. Möglich: eine politische Resolution ist schnell gefaßt. Vor allem dann, wenn man dabei auf nichts verzichten muß. Auch nicht auf den eigenen Wagen. Das politische Mandat, das der AStA seit neuem für sich in Anspruch nimmt, bedeutet aber ein Mehr an Verantwortung und Pflichten, nicht aber an Publicity und Repräsentation. es

ASTA

Referenten-Schicksal

Gewiß: Es ist ein schöner Traum. Der Traum vom braven Referenten, der sich willig vor den Karren spannen läßt. Aber er ist ausgeträumt. Man hat es solcherart verträumten Studentenvertretern bewiesen. Unmißverständlich! Nicht, daß der Anlaß ein bedeutsamer gewesen wäre. Ein kleines Intermezzo nur auf irgendeiner Sitzung des Studentenparlaments. Da weigert sich der „Politische Referent" des Frankfurter AStA, Großdeutschlands Grenzen von Anno 37 an öffentlicher Stelle als unbewältigte Gegenwart zu proklamieren. Verdenken kann man es ihm nicht. Dafür ist er ja „Politischer Referent", daß er seine zarte Abneigung gegen all das pflegen kann, was dazu dient, politische Fakten propagandistisch zu verdecken. Und man sollte erwarten, daß man Verständnis für die Vernunft des Referenten aufbringt. Aber manch einer bringt es nicht auf, um alles in der Welt nicht. Erzürnt ob des Widerspenstigen hartnäckige Weigerung, sich von der Parteien Gunst und Haß verwirren zu lassen, beschließt man dessen Zähmung, versucht es eben anders, versucht ihn an die Luft zu setzen. Und findet Unterstützung.

Das ist das Erstaunliche. Es geht so einfach. Ein paar Schlagworte genügen, auch wenn sie ganz von unten aus der Klamottenkiste geholt werden müssen. Leicht verstaubt und fast vergessen, tönen sie um so mächtiger:

Wir sind doch Deutsche!

Wer hätte das gedacht!

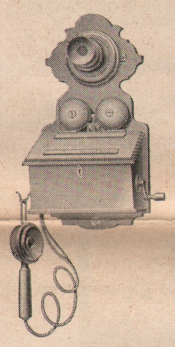
Traute Assoziationen stellen sich ein: was schadets, daß sie ranzig sind. Doch Deutschland will nicht mehr erwachen.

Dafür erwachen etliche Parlamentarier aus ihren nationalen Träumen. Denn AStA-Chef Wolf drohte der deutschen Dummheit mit seinem Rücktritt. So blieb der Referent in seinem Amt. Die Mehrheit war zwar knapp, doch reichte sie, der Minderheit den Traum als Illusion zu illustrieren. nel

SELBSTVERWALTUNG

Gutachterstreit

Da die Darlehenskasse nach der Einigung mit dem Hessischen Kultusministerium nicht weiter aufgestockt werden soll, sind nach Meinung des Studentenparlamentes innerhalb der Sozialgebühren DM 2,50 frei geworden. Die Parlamentarier hatten deshalb auf der letzten Sitzung des vergangenen Semesters über diesen Betrag neu verfügt, um eine Erhöhung der Sozialgebühren zu vermeiden. In einer Beschlußvorlage für den Akademischen Senat sprach der Rechtsberater des Rektorats, Assessor Bauer, der Studentenschaft daraufhin die Befugnis ab, über die Festsetzung der Sozialbeiträge überhaupt zu beschließen und stellte insbesondere den Beschluß über die Neuverteilung der DM 2,50 als nichtig hin. Er bediente sich dabei im wesentlichen früherer Argumente des Kultusministeriums, die aber dort inzwischen schon längst fallen gelassen worden sind. Wie zu erwarten liegt nun auch ein vom AStA erbetenes Gutachten eines Bonner Anwaltbüros vor. Aus ihm geht hervor, daß die gesamte Verwaltungspraxis hinsichtlich der Gebührenerhebung rechtlich bedenklich, die Gebührenordnung aus dem Jahre 1957 ungültig, d. h. als Rechtsgrundlage nicht in Betracht kommt und der Beschluß des Studentenparlaments rechtsgültig sei. R. F.



personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien

Rufe an die Universität Frankfurt haben angenommen:

Privatdozent Dr. Dietrich **Geyer,** Tübingen, auf das Ordinariat für Osteuropäische Geschichte

Professor Dr. Karl **Häuser,** Kiel, auf das Ordinariat für Wirtschaftliche Staatswissenschaften IV

Professor Dr. Helmut **Meinhold,** Heidelberg, auf das Ordinariat für Wirtschaftliche Staatswissenschaften II

Institutsangelegenheiten:

Professor Dr. Hans **Frick** wurde zum Prosektor am Anatomischen Institut ernannt.

Professor Dr. George **Hendrick** wurde zum Mitdirektor des Englischen Seminars ernannt.

Professor Dr. Gerhard **Pfleiderer** wurde zum Direktor des Instituts für Biochemie im Institut für Organische Chemie bestellt.

Professor Dr. Joachim **Stauff** wurde zum Direktor des Instituts für Physikalische Biochemie und Kolloidchemie im Institut für Physikalische Chemie bestellt.

Rufe an andere Universitäten:

Professor Dr. Wilhelm **Hennis** hat den Ruf an die Universität Hamburg angenommen.

Professor Dr. Helmut **Lipfert** hat den Ruf an die Universität Hamburg angenommen.

Privatdozent Dr. Hans **Berckhemer** hat einen Ruf auf ein Ordinariat für Physik des Erdkörpers an der Universität Hamburg erhalten.

Privatdozent Dr. Ludwig **von Friedeburg** hat einen Ruf auf das Ordinariat für Soziologie an der Universität Gießen erhalten.

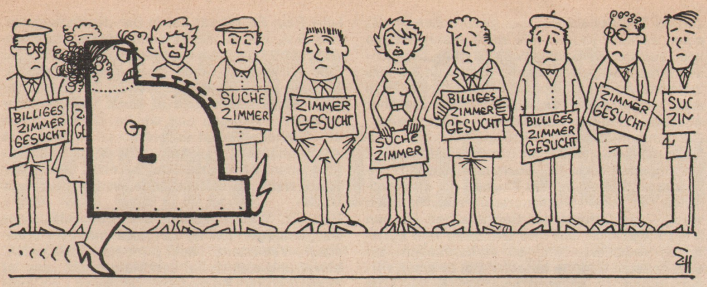
sie den diskus nicht den diskus abonnieren sie den diskus nicht den diskus abonnieren sie fuer drei mark den diskus nicht fuer drei mark im jahr diskus fuer ganze drei deutsche mark fuer ganze drei deutsche mark

abonnieren

foto WAGNER berät Sie in allen Foto-u. Kinofragen

FRANKFURT/M • BOCKENHEIMER WARTE • RUF 771657

Nur 1 Minute von der Universität!



das prinzip hoffnung

Traktat über den studentischen Wohnheimbau

„In Frankfurt hat man kostbarstes Gelände innerhalb des Universitätsbereiches in den letzten Jahren mit Studentenwohnheimen zugebaut. Diese Grundstücke müssen zunächst einmal wieder reinen Universitätszwecken zugeführt werden."
Stadtverordneter Fuchs, FDP, April 1962

Der Student Wolfgang S . . . (der Name tut hier nichts zur Sache) hat in einem Wohnheim der Universität Unterkunft gefunden. Er ist beliebt und wird zum Präsidenten der Heimselbstverwaltung (genannt HSV) gewählt. Nach einiger Zeit läuft, wie das so geht, seine „reguläre" Wohnzeit ab. Ein formloser Antrag könne ihm möglicherweise zu einer Verlängerung verhelfen, wird mitgeteilt. Der Student beantragt. Der Antrag wird abgelehnt. Der Student versteht das.

Der Student Georg W . . ., ebenfalls in der HSV tätig und dort Stellvertreter des S . . . ., ist gleicherart überfällig. Auch er beantragt und wird abgelehnt. Dann darf er plötzlich doch bleiben, obwohl an sich eine Ablehnung nicht rückgängig gemacht werden darf. Der Student Wolfgang S . . . versteht das nicht. Er findet den Vorgang ungewöhnlich und beschwert sich: „obgleich Herr W . . . betont, daß er nicht Mitglied des SDS ist (warum eigentlich?) leugnet er nicht, daß seine Freundschaft oder Bekanntschaft zu einflußreichen Personen der Stiftung politisch fundiert ist".

In der Tat: vor nicht allzu langer Zeit waren sowohl der Geschäftsführer als auch verschiedene Tutoren der Stiftung Studentenhaus Mitglieder des SDS. Der Beschwerdeführer meint sogar, eines der Wohnheime sei „als SDS-Zentrale und Redaktionshaus der ‚Neuen Kritik' bekannter gewesen denn als Wohnheim". Diese Anwürfe nun richten sich gegen eine Einrichtung der Universität, die sich wie kaum eine andere als Quelle ständigen Ärgers erwiesen hat.

●

Bereits auf der Gründungsversammlung des Vereins „Studentenhaus e. V." am 9. Dezember 1953 kam es zu Tumulten und Lärmszenen, weil sich die damaligen Studentenvertreter geweigert hatten, der Vereinssatzung zuzustimmen. „Nur unter der Drohung, den Verein auch ohne Studenten ins Leben zu rufen, erklärte man sich schließlich einverstanden." Die Studentenvertreter hatten damals moniert:

- Die Zusammensetzung des geschäftsführenden Vorstandes, in dem nur ein Student stimmberechtigt sei (bei zwei Professoren), biete keine Gewähr für eine echte Wahrnehmung studentischer Interessen.
- Statt in üppige Vereinsmeierei zu verfallen, solle man den Komplex Wohnheimbau lieber dem Studentenwerk übertragen. Auf diese Weise könne man ein Gegeneinanderarbeiten der einzelnen Vereinsvorstände verhindern. Eine Institution sei überdies leichter zu kontrollieren als mehrere.

Wenn sich die Einwände inzwischen auch als berechtigt erwiesen haben, ein Eingehen auf diese Forderungen hätte naturgemäß das professorale Prinzip des DIVIDE ET IMPERA in Frage gestellt. 1955 konterte die Studentenhausverwaltung mit dem Plan, den Verein in eine GmbH umzuwandeln, in eine Institution also, in der allein die Geldgeber das Wort angeben. Bereits an die Peripherie abgedrängt, waren die Studenten aber nicht bereit, sich ein weiteres Schnippchen schlagen zu lassen. Der Plan mußte zu den Akten genommen werden. Heute trägt das Studentenhaus die Rechtsform einer Stiftung des privaten Rechts.

●

In welchem Ausmaß der Studentenschaft die eigenen Sozialeinrichtungen aus der Hand geglitten sind, zeigt die Entwicklung auf dem Gebiet des Hochschulrechts. War die „allgemeine soziale Fürsorge" in der Weimarer Republik (sogenannte Studentenrechtsverordnung vom 18. 9. 1920) noch der Selbstverwaltung der Studentenschaft vorbehalten, wurde aus der Eigenverantwortung 1933 dann „maßgebliche Mitarbeit". Heute ist selbst von dieser maßgeblichen Mitarbeit nicht viel übrig geblieben. Die vormaligen „studentischen Wirtschaftskörper" sind aus der rechtstechnischen „Doppelgesellschaft", wie es die Juristen nennen, ausgeschieden und zu selbständigen Unternehmen geworden, die Mensen betreiben oder Zimmer vermieten, kurz den Studenten zum Betreuungs- oder Betriebsobjekt gemacht haben.

●

Die „Stiftung Studentenhaus der Johann Wolfgang Goethe-Universität" betreibt zur Zeit vier universitätseigene bzw. von der Universität gepachtete Studentenheime:

- das Studentenhaus Jügelstraße 1. Erbaut im Jahre 1953 dank einer Spende des unvergessenen alliierten Hochkommissars McCloy
- das Wohnheim Bockenheimer Warte, fertiggestellt im Jahre 1956
- das Wohnheim Konrad-Brosswitz-Straße, einen ehemaligen Luftschutzbunker, der 1958 auf Kosten der „Vereinigung von Freunden und Förderern" in ein Wohnheim umgewandelt wurde
- das Provisorium Ginnheimer Landstraße, ein ehemaliges Mietshaus (40 Wohnheimplätze), das im Verlauf der Universitätsplanung abgerissen werden soll und bis dahin von Mitgliedern der Neuen Bühne und des SDS bewohnt wird.

Mit insgesamt 361 Wohnheimplätzen bei nahezu zwölftausend Studenten liegt Frankfurt (vgl. Freiburg 1192; Erlangen 1088; München 3092; Marburg 829; Köln 1026 usw.) damit an der letzten Stelle in der Bundesrepublik. Die vorhandenen Wohnheime können gerade 3 % der Studenten aufnehmen, reichen also noch nicht einmal für die rund 700 ausländischen Kommilitonen aus, die in ihrer Mehrzahl aus umweltpsychologischen Gründen auf Wohnheimplätze angewiesen sind.

In einem AStA-Memorandum vom Oktober 1959 wird dazu ausgeführt: „Es bedarf keines besonderen Hinweises, daß die vorhandene Kapazität der Wohnheime den tatsächlichen Bedürfnissen in keiner Weise gerecht werden kann. Nach einer im SS 1959 vom Deutschen Studentenwerk in Frankfurt durchgeführten Erhebung wollen 40,3 % (= 3041 Studenten) aller Befragten in ein Wohnheim einziehen. Die tatsächliche Bedarfszahl dürfte noch höher liegen, da bei der vorliegenden Untersuchung nur ordentliche deutsche Hörer (7543) berücksichtigt wurden."

●

Dieser Erhebung zufolge wären also noch nahezu viertausend Wohnheimplätze zu errichten. Stellt man in Rechnung, daß selbst nach einer Verwirklichung dieser Utopie (das würde eine cité universitaire bedeuten) eine beträchtliche Studentenzahl weiter auf die Untervermietung im Rahmen des freien Wohnungsmarktes angewiesen bleiben würde, nimmt es sich geradezu unfaßlich aus, daß trotz der schönen Statistiken alles beim alten geblieben ist. Abgeklärt stellt die AStA-Broschüre fest: „Die Schwierigkeiten, in einer ständig wachsenden Industriestadt wie Frankfurt ein möbiliertes Zimmer zu finden, sind bekannt." Wahr gesprochen! Die Kommilitonen, die in den letzten Wochen vergeblich an die Tür der Zimmervermittlung gepocht haben, werden ein Lied davon zu singen wissen. Die Ursache der Misere liegt klar zutage: Frankfurt, die äußerlich so glanzvoll amerikanisch-modern wirkende Mainmetropole zählte im Jahre des Kriegsausbruches 555 000 Einwohner, 1958 waren es 643 000. Die Studentenzahl stieg von 1700 auf 12 000 und sie steigt weiter.

●

Während in den meisten deutschen Universitätsstädten ein Richtfest auf das andere folgt, Bund und Länder eigene Förderungsprogramme geschaffen haben, laufen die entsprechenden Frankfurter Maßnahmen erst langsam an. Sicher ist die Beschaffung von Baugelände schwierig und ein Problem besonderer Art, — aber nicht nur in Frankfurt. Das notwendige Geld jedenfalls liegt buchstäblich auf der Straße. Das Deutsche Studentenwerk hat darüber hinaus in Bonn eine eigene und zentrale Beratungsstelle eingerichtet, die den örtlichen Bauträgern mit Rat und Tat zur Seite steht. Im Normalfall setzt sich die Baufinanzierung wie folgt zusammen:

- Ein Drittel der Gesamtkosten wird von der Landesregierung als Zuwendung (zins- und tilgungsfrei) aus dem Landesjugendplan oder als Darlehen aus den Mitteln des Sozialen Wohnungsbaus zur Verfügung gestellt.
- Das zweite Drittel der Gesamtkosten wird von den entsprechenden Bundesfonds getragen.
- Das letzte Drittel der Gesamtkosten soll in der Regel der örtliche Bauträger tragen. Zur Entlastung dieser Eigenleistung werden jedoch aus dem Etat des Auswärtigen Amtes, aus dem ERP-Kreditfonds und aus Landesmitteln Beihilfen gegeben. Lediglich 10 % der Gesamtkosten sind vom Bauherrn kapitaldienstfrei als „echte" Eigenleistung aufzubringen. Und auch hier wird, wenn nötig, noch eingesprungen.

Es will so scheinen, als ob lediglich ein geduldiger Papierkrieg notwendig gewesen wäre, um auch Frankfurt ein wenig an der allgemeinen Wohnheimkonjunktur partizipieren zu lassen. Man sollte meinen, daß der Stiftung Studentenhaus die Ausfüllung von Fragebogen und Anfertigung von Kostenvoranschlägen nie größere Freude gemacht haben dürfte. Tatsache jedoch ist, daß in den Rechnungsjahren 1958 und 1959 keinerlei Anträge gestellt worden sind, wie der Hessische Minister für Erziehung und Volksbildung schreibt. Mit unverkennbarer Ironie fährt der Minister fort: „Ich hebe zur Verdeutlichung hervor, daß die Planung im studentischen Wohnheimbau allein bei den örtlichen Wohnheimträgern, also nicht beim Ministerium liegt. Die Einrichtungen der akademischen Selbstverwaltung haben es stets als ihre vornehmste Aufgabe angesehen, solche Vorhaben selbst initiativ zu planen." Tatsächlich?

●

Der Schutzbehauptung, das fehlende Bauland habe eine „Initiative" verhindert, mißt das Ministerium offensichtlich keine besondere Bedeutung bei, liest man weiter: „Im Rechnungsjahr 1960 stand für Frankfurt — ohne daß an ein bestimmtes Vorhaben gedacht war, ein Vorbehaltsbetrag von DM 200 000 zur Verfügung; dieser Betrag war in den Etat eingesetzt worden, um der Universität und den örtlichen Wohnheimträgern einen Anreiz zur Planung eines Projektes zu geben. Der Betrag wurde aber bis jetzt nicht beansprucht und kein entsprechender Antrag vorgelegt. Im Haushaltsplan 1961 sind für Studentenwohnheimbau in Hessen DM 2 275 000 veranschlagt; hiervon sind neben Beträgen für Studentenwohnheimbauten in Marburg und Darmstadt DM 400 000 für sonstige Vorhaben vorbehalten, also z. B. für ein Frankfurter Projekt. Leider wurden für Frankfurt wiederum keine Anträge vorgelegt".

Erfolg in der Baulandbeschaffung war offensichtlich einer neuen Vereinsgründung, dem Walter Kolb e. V., beschieden, der 1960 ein Wohnheim auf dem Beethovenplatz einweihen konnte. Auch den beiden Studentengemeinden ist es gelungen, günstig gelegenes Baugelände zu erwerben. Ein Wohnheim der KSG ist bereits seit Jahresfrist in Betrieb. So erfreulich die Initiative des „Kolb e. V." und der Gemeinden auch sein mag, die Errichtung von universitätseigenen Studentenheimen, die a l l e n Studenten offenstehen, wird dadurch nicht überflüssig. Allerdings muß den Verantwortlichen der Stiftung zugutegehalten werden, daß die Stadt Frankfurt kaum eine Gelegenheit ungenutzt ließ, der Universitätsbauplanung die sprichwörtlichen Steine in den Weg zu legen. Der Plan einer cité universitaire auf der Ginnheimer Höhe mußte „gesellschaftspolitischer" Bedenken wegen fallen gelassen werden (vgl. die These Hallermanns). Auch meldeten die Stadtväter sittliche Bedenken an. Und das in Frankfurt.

●

Es ist unter diesen Umständen nehezu aussichtslos, das verlorene Terrain aufzuholen. Folgende Bauvorhaben stehen zur Zeit auf dem Papier:

- Auf dem Gelände Ginnheimer Landstraße soll im Frühjahr 1963 der Bau eines Wohnheimes (400 Plätze) beginnen.
- Pläne für ein Wohnheim (100 Plätze) auf der Ludwig-Landmann-Straße sind bereits abgeschlossen.
- Ein weiteres Wohnheim (Mainfeld, 200 Plätze) steht auf dem Reißbrett.

Bauträger ist aber nicht die Stiftung Studentenhaus, sondern eine „Gemeinnützige Gesellschaft für Wohnheim und Arbeiterwohnungen mbH" mit Sitz in Frankfurt, bei der auch die Eigentumsrechte an den neuen Studentenhäusern liegen werden.

●

Offensichtlich hat die Stiftung die mit einer Bautätigkeit verbundenen finanziellen Risiken (Eigenfinanzierung) vermeiden wollen. Ob die finanzielle Struktur nun eine „Initiative" in den vergangenen Jahren tatsächlich unmöglich gemacht hat, ist nur sehr schwer zu sagen. Denn in den älteren Prüfungsberichten findet sich mehrmals der stereotype Satz: „Auf Wunsch des geschäftsführenden Vorstandes haben wir von ausführlichen Erläuterungen zu den einzelnen Posten des Jahresabschlusses in einem besonderen Berichtsanhang abgesehen." Die spartanische Kürze der Berichte gestattet so kein eindeutiges Urteil. Immerhin führt der letzte Prüfungsbericht (Jahresabschluß zum 31. 12. 1960) aus: „Obwohl das diesjährige Ergebnis einen Verlust aufweist, kann die Liquidität und finanzielle Struktur des Studentenhauses noch nicht als ungünstig bezeichnet werden . . . Bei unveränderten Erträgen wird sich aber die Liquiditätssituation in kurzer Zeit wesentlich verändert haben." Der zu erwartende Mehraufwand sei „durch die mehrmalig gestiegenen Gehalts- und Lohnaufbesserungen" entstanden und „auf die Dauer nicht zu erwirtschaften". Auch eine Erhöhung der Mieten müsse deshalb in Betracht gezogen werden.

●

Alles in allem: Optimismus wäre verfrüht. Selbst wenn sich die geplanten Neubauten innerhalb zweier Jahre errichten ließen, wäre die Kapazität nur auf rund tausend Wohnheim-Plätze angehoben. Ungefähr viertausend Plätze sind aber notwendig. Da die Studentenzahlen in der Zwischenzeit weiter anwachsen werden, bleibt somit alles beim alten. Womit wir wieder am Ausgangspunkt unseres Berichtes angelangt wären.

go

Luise Pollinger

Papier · Bürobedarf · Drucksachen · Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen
Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt · Selbstbedienung:
Bockenheimer Landstraße 133 · Fernruf 77 63 77

Kollegbedarf
Füllhalter
Feinpapiere
Geschenke
Büro-, Zeichen-, Schulartikel

Frankfurt am Main · Bockenheimer Landstraße 131 · Fernruf 77 55 89

Frankfurt a. M., Goethestraße 1 (am Goetheplatz) Telefon: 2 36 33 und 2 52 64
Fachbücher aus allen Gebieten: Jura, Wirtschaftswissenschaft, Technik, Medizin, Naturwissenschaften

Universitätsbuchhandlung
Blazek & Bergmann

bildende kunst

Sieben Ziele für Kunstgänger

Frankfurt sei eine Kunststadt, das ist die These. Der Ruhm der Musenfreundlichkeit ist jung, was tut's, aber er wächst stetig neben dem freilich älteren von Business, Bockwurst und Banken. Die Belege für das (Prospekt:) „rege künstlerische Leben der Stadt" suche man in ihren zahlreichen großen oder kleinen Galerien, den privaten, versteht sich, weniger dort, wo Etat-Spitzen aus offiziellen Säckeln für kulturelle Aktionen verplant werden. (Allerdings auch diese Aktivitäten nicht zu unterschätzen.) Die Initiative der privaten Etablissements aber wiegt schwerer. Mit der Passion für Kunst teilen ihre Besitzer den Stolz, frei zu sein, von niemandes Förderung abhängig. Ihr Metier ist schwer, kaum trägt es Zinsen. Doch können Funktionäre ihnen nicht reinreden, da liegt die Chance. Das Maecenates voco ist nicht ihr Ruf; Unabhängigkeit, zumindest von einem Gelde, dessen „Kunstfreundlichkeit" sie mit guter Skepsis bezweifeln, ist ihre Sache.

Alle diese Galerien haben ihr Gesicht, wenn auch nicht allenthalben ein schon charakteristisches, aber eine wohl balancierte „Arbeitsteilung", ein richtiges Eingehen auf das, was der Galerist um die Ecke treibt, läßt sich an. Nachfolgend also sieben Ziele für campusfreie Stunden. Galerien, die den Besuch wert sind, Orte, so gut wie ein Seminar, oder besser. Die Interessenten sind willkommen. Die Reihenfolge richtet sich nach der „Relevanz", progessive Häuser zuerst.

Als Nummer eins dieses Vademecum zu nennen: **„dato"**, eine Galerie, die augenblicklich im Frankfurter Stadtplan nicht zu situieren ist, sie hat kein Haus zur Zeit, stellt nicht aus, das Gerücht indes, sie sei nicht mehr, ist erfunden. Die europäische Avantgarde der „neuen Tendenzen" ist dort mit rücksichtsloser Konsequenz vorgestellt worden — keine weiche Stelle in einer Serie von Expositionen, hinter denen ein durchdachtes Konzept stand. Der Besuch muß storniert werden, doch sollte der Interessent das Auge offenhalten. „datos" Geist schwebt über den Wassern, überall seine Spuren, wo immer Sie hinkommen, fragen Sie nach „dato": dato was here.

Cordler & Stadler am Opernplatz, lebendige Dépandance zweier tüchtiger Pariser Galerien, hält fast immer grandiose Ausstellungen für den Kunstgänger bereit. Aus dem Programm der letzten Saison zu nennen: Dubuffet, Matta, Millares, die gewaltigen Holz-Architekturen der Louise Nevelson. Die Namen markieren Stationen der „Weltkunst", die Perspektive dieses Hauses ist eher mondial denn europäisch. Fast zu anspruchsvoll für diese Stadt Frankfurt und ihre geschäftigen Bewohner. Im Galerien-Baedecker wenigstens zwei Sterne für Cordier & Stadler. Der Vermittlerdienst: künstlerische Potenz aus aller Welt in die provinzielle „Mainmetropole" zu verfrachten, muß hoch honoriert werden. Der Kunstgänger honoriert dies Verdienst durch seinen Besuch. Gegenwärtig präsentiert, bis Ende Juni: Jacques Delahaye, ein Plastiker großen Formats.

Ein Ziel besonderer Attraktivität, ein Novum auch unter den Galerien der Stadt, ist Heinrich von Sydows **„Abendgalerie"** in der Sandgasse, einer Warze der Berliner Straße. Die vertrauten FAZ-Lettern, aus denen sich das Schild der „Abendgalerie" buchstabiert, sollten den Kunstfreund nicht davon abhalten, einen der schönsten Galerieräume der Stadt zu betreten. Es ist kein Omen. Sydow sattelte überraschend von einer florierenden Kunsthandlung mit alten Stichen und fridericianischen Reiterbildern auf eine hochmoderne Galerie der Surrealisten und „Abseitigen" um. Eine straffe Linie ist sichtbar geworden: nach Biasi und Brauer jetzt der verschämt gehandelte, skandalumflorte Pornogrammist Friedrich Schröder-Sonnenstern, eine Ausstellung bis Mitte Juni, für welche der nach Kunst gehende Studiosus sich eine Stunde zwischen siebzehn und zweiundzwanzig Uhr freihalten sollte. Nebenan mischt ein Mann aus dem Süden gekonnte Camparis in seiner Cafeteria.

Viertens zu empfehlen, Olaf Hudtwalckers **Jazzhaus-Galerie** in der sackdunklen Kleinen Bockenheimer. Pauschal kann gesagt werden, daß Hudtwalcker, versierter Kenner und Beobachter der Kunst, noch niemals eine schlechte Schau gezeigt hat. Das Gewicht liegt oft auf Graphik, die Perspektive ist der von Cordier & Stadler verwandt: weltoffen. Aus dem Repertoire: Fedier, Masurovski, Francis und — zur Zeit — Kumi Sugai, geborener Japaner, ein Maler zwischen westlichen Modernismen und fernöstlicher Kalligraphie-Tradition. Eine Galerie im Taschenformat zwar (winzige Stiege, winzige Räume), aber von Rang.

Die **Galerie** der **Dorothea Loehr,** auf kürzester Strecke in der Schumannstraße 25 zu erreichen, zeigt klug dosierte Doppelausstellungen von Traditionalisten und Leuten der jüngsten Bildnerei. Also zu Ernst Schumacher und Conrad Westphal Grieshaber, Wols und Bryen. Aber auch die ganz Jungen werden in diesem Haus ermunternd vorgestellt. Eine höchst lebendige Galerie, keiner Richtung angepaßt, gleichwohl nicht deshalb ohne Stil. Wer von verschiedenen Seiten in das vielgestaltete Panorama gegenwärtiger Kunst eindringen will, findet bei Loehr allemal die rechten Zugänge. Ein besonderes Beispiel für die Initiative der Privaten ist die **„Fenstergalerie"** des Zahnarztes Dr. Horst Appel auf der Zeil 81. Der Doktor arrangiert regelmäßig Ausstellungen in seinen zwei Warteräumen, nicht für seine Patienten freilich, die dann anderes plagt, sondern für den passionierten Kunstgänger. Zeitgenössische Plastik dominiert jüngst, eine gute Spezialisierung, die das Gesicht dieser Galerie noch akzentuieren wird. Ein Sidestep in diese Galerie (Fahrstuhl!) ist so gut wie immer angezeigt, es gibt hierzuland noch wenig bekannte Kunst zu entdecken, so zuletzt die Skulpturen von Gyula Fritz oder die verwitterte Peinture des Italieners Mario Bionda. Dazu immer wieder die Jüngsten, Schüler vom Städel, von anderen Akademien, denen hier eine Plattform ihrer ersten Präsentation offensteht. Hanna Bekkers würdiges und verdientes **Kunstkabinett** am Börsenplatz — siebtens und letztens — hat nicht an Glanz eingebüßt, aber der Glanz manch anderer neuer Galerie strahlt heller. Der Kunstgänger wird zu seiner Information über Künstler der Stadt und der Region dort Halt machen. Sensationen erwarten ihn nicht. Gleichviel: dieser Hort meist der Figurativen, der Maler einer „bonne peinture", rundet das Bild Frankfurter Galerien ab. Wer wollte die Maler einer behutsam erneuerten Tradition missen? Und, verschweigen wir es nicht, wer sähe Negatives darin, daß jenen ein Platz gehalten wird, die sich aus dem Guerillakampf zwischen den feindlichen Stoßtrupps der Moderne herauszuhalten wissen? F. Mertens

theater

Samuel Becketts „Endspiel"

Kellerthetaer „Die Katakombe"

Die meisten Theaterstücke Eugène Ionescos sind, was die Mobiliarausstattung der ersten Szene angeht, in Plüsch gebettet, „Naturalistische Komödie" heißt hier, „Pseudodrama", „Eine tragische Farce" oder schlicht „Anti-Stück" dort der Untertitel, — wie auf Franz Kafkas Erzählung „Ein Landarzt", in welcher der Parabelschluß vom irdischen Wagen und den unirdischen Pferden den vorhergegangenen, „realistischen" gehaltenen Bericht verdunkelt, wo er ein anständiges Licht zu werfen hätte, läßt sich auch auf sie der Begriff der „Verfremdung" anwenden, wenn man ihm nicht nur das Gesicht geben will, das Bert Brecht ihm gegeben hat. Ionescos Stücke gleiten erst ins Absurde hinein, die einzelnen sprachlichen Detail, am einzelnen Wort manchmal läßt sich ähnlich wie bei Nestroy der Überschlag markieren — Samuel Becketts „Endspiel" dagegen ist von Anfang an im Absurden heimisch: die Läufe der Dialoge haben hier neben dem Hang, sich auf ein bestimmtes Ende (den fallenden Vorhang nämlich) hinzuführen, auch das direkt gesellschaftskritische Moment abgestreift, das ihnen dort noch ab und zu eignet. Oder: Samuel Becketts Stück setzt dort ein, wo Eugène Ionescos „Kahle Sängerin" abbricht. Der Schluß von „Endspiel" („Fin de partie") dreht sich in den Anfang von „Endspiel" („Fin de partie") zurück: doch weil sich das „Immer-wieder-ereignen-und-wiederholen-müssen" im Stück selbst schon erledigt, erübrigt sich das „Immer-wieder-hintereinander-her-spielen-müssen" des Stücks. Ein „von jeher" (ohne daß dieses „von jeher" als Idee vom Zustand der Welt ausgeschlachtet und so als „Aussage" der Dichtung faßbar würde) kennzeichnet alle Unternehmungen aller vier Personen im Spiel, das mit dem abgelebten Gelächter Clovs (Dieter Kurze) anfängt und mit einer stummen Pantomime — welche „Die Katakombe" aus wer weiß was für welchen Gründen unterschlug — schließt. Clov ist eine Steh- und Laufrolle. Hamm (Marcel Schilb) dagegen ist für seine anderthalb Stunden, welche die Aufführung dauert, in einen fahrbaren Lehnsessel genagelt und blind hinter einer dunklen Brille im rot angestrichenen Gesicht („jedem seine Spezialität"): aber weder dies noch das Detail kann zum abziehbaren und herausinterpretierbaren Symbol gemacht werden. Wichtig für die Sprechtechnik, welche die Schauspieler dieses Stücks zu realisieren hätten, wäre jener Witz vom englischen Herrenschneider, den sich Nagg (Arthur Heess-Willrett) und Nell (Maria Donnerstag) — beide nur Oberkörper — in ihren Mülltonnen erzählen: überm x und xten-mal Daherplappern hat der Witz seine Pointe verloren. Lärmt man „naturalistisch" in diesen Rollen, dann erweckt man den Anschein eines Protestes gegen Schicksal, eines Widerstandes gegen Auferlegtes und baut die Spannung, die im Paradoxen und Grotesken und darin liegt, daß jede Unternehmung nur im Zugleich mit ihrer Gegenunternehmung existiert, daß keine Figur sich zum Individuum verklärt, unerlaubt ab. „Wenn ich sie nicht töte" sagt Clov von der Ratte, die er in der Küche hinter der Szene weiß und jagen will „wird sie sterben". „Du wirst ich sein" antwortet Hamm an anderer Stelle Clov.

Wolfgang Hildesheimer hat in seiner „Erlanger Rede" (abgedruckt in: Akzente 6/60) vom absurden Theater als Parabel gesprochen, — als einer Parabel jedoch, die nicht mehr wie die vom verlorenen Sohn etwa auf die „Möglichkeit ihres Analogieschlusses", „bewußt auf ihre indirekte Aussage" konzipiert werde, sondern erst „durch das absichtliche Fehlen jeglicher Aussage zu einer Parabel des Lebens wird". Der rundum amputierte Krüppel, der sich häufig in expressionistischen Dramen findet, agiert als stummer Vorwurf, gehemmter, deshalb potenzierter Schrei und als Zeichen für den Menschen in der technisierten, maschinierten Welt, — die Defekte der Beckettschen Figuren lassen sich nicht auf ihre Ursachen und Funktionen reduzieren und so verharmlosen: sie sind gesetzt. Eugène Ionesco gibt in einer Vorbemerkung zu seiner tragischen Farce „Die Stühle" den Hinweis: „Wesen, die in etwas hinausgestoßen sind, dem jeglicher Sinn fehlt, können nur grotesk erscheinen, und ihr Leiden ist nichts als tragischer Spott. Wie könnte ich, da die Welt mir unverständlich bleibt, mein Stück verstehen?" Karl Riha

Der Besuch der Alten Dame

Großes Haus

Man muß sich Justitia mit offenen Händen vorstellen; als käuflich in einer Gesellschaft, die mit kurrenter Münze denkt. Dürrenmatts tragische Komödie der postulierten Gerechtigkeit läßt schon in der Eingangsszene den Umschlag der Aperçus in tödliche Pfeile gegen Ende ahnen. Die heruntergekommene güllener Gemeinde, verarmt durch den ebenso genialen wie simpel-kapitalistischen Handstreich der alten Dame, eine ganze Stadt aufzukaufen und damit ihre Rache zu präformieren, wartet auf den deux-ex-machina, auf Claire, deren Milliarden die einzige Hofnung bedeuten; „außer Gott — aber der zahlt nicht".

Es bleibt nur das Geld. Verlockend das Angebot: eine Milliarde, paritätisch der Gemeinde und der Bürgerschaft zugedacht, für den Tod des Jugendgeliebten, damit die Gerechtigkeit wieder eingesetzt werde in eine verrottete Ordnung; um in der Erinnerung Fehlurteil, Meineide, Armut, Bordell und Verachtung zu annullieren, bietet Claire Zachanassian diesen Preis der Gerechtigkeit. Übertrieben viel, „das müssen sie doch selber zugeben, für so was bietet man tausend oder vielleicht zweitausend, mehr bestimmt nicht", sagt der Polizist. Genormte Preise für fixierte Vergehen, durch Bezahlung gerechtfertigt. Ill, das designierte Opfer, bewegt sich innerhalb der Bürgerschaft, die zu ihm „steht", sieht, wie sein Tod — längst ausgemachte Sache — kreditiert wird. Diskont auf den Tod des moralisch Desavouierten, der Waschmaschinen und gelbe Schuhe einträgt. Die gelben Schuhe: Korrelat der Angst, die dem Protest Platz schaffen müßte; hier liegt die Unstimmigkeit, der Riß im Stück selbst. Ill, wegen einer Verfehlung in der Jugend in den Augen der Mitbürger als Schuft hinzustellen, der zwar Mitleid, aber nicht Barmherzigkeit verdient, bedeutet, die Schärfe nehmen, wo sie noch in den Ansätzen steckt.

Alle sind sie korrupt und verkommen, rechtfertigen sich, ‚ungeheuer ist vieles, doch nichts ungeheuerlicher als die Armut', in der großartigen Schlußszene des Stückes, nachdem sie gegen den Scheck eine Leiche getauscht haben. Ill kapituliert vor der drohenden Gewalt, resignativ seine Schuld auf sich nehmend: er will den Tod. Dieses sich Beugen unter den Schuldspruch der Gemeinde, die in ihrer Verkommenheit schuldiger ist als das Opfer der Gerechtigkeit, dazu die Relikte spezifisch dürrenmattscher Religiosität, nehmen den Impetus, der den Anfang vorantreibt. Der Bruch innerhalb des Stückes wird nicht geheilt durch die Inszenierung, sie treibt darauf hin; hinzukommt das zu farbenprächtige Bühnenbild, dessen Zuviel an Gegenständen nur in der Schlußszene angebracht erscheint: der totale Verrat „abendländischer Gesinnung", auf die man pochte, als man des Geldes noch nicht sicher war, ist grandios ins Bild gerückt. Grete Mosheim als alte Dame ist vielleicht etwas zu menschlich, zu wenig Stein, wie Dürrenmatt sie intendiert. Es bleibt als Ansatz die Begründung der Claire Zachanassian für ihre Gerechtigkeit: „Die Welt machte mich zu einer Hure, nun mache ich sie zu einem Bordell." Das paßt auf Güllen und wird in dem Stück doch nicht scharf genug akzentuiert. phs

film

Viridiana

oder der Untergang des Abendlandes

Daß Kritik eine moralische Sache ist; daß Rezensenten in den Rezensionen ihren Charakter zeigen; daß sie das Geschriebene als Vehikel ihrer Weltanschauung mißbrauchen; daß sie sich dabei oft die Hände an die eigene Kehle legen, ist bekannt und nicht selten. Nur sollen sie bei ihren Strangulationen keinen Gestank produzieren, den sie als frischen Wind ausgeben; wer es nicht versteht, Selbstmord zu begehen, ohne Exkremente zu hinterlassen, sollte Eremit werden und warten, bis die Natur sich seiner erbarmt.

Herr Paul Fr. Weber hat in der ‚Nachtausgabe' vom 5./6. Mai einen Selbstmordversuch unternommen; hätte er sich dabei nicht an dem Film ‚VIRIDIANA' von Luis Bunuel vergangen, so wäre seine Todsünde läßlich. Da er es aber nicht unterlassen konnte, nach **‚Beifall oder Anstoß?'** zu fragen und wir bei diesem Abfall ein Aufstoßen nicht unterdrücken konnten, ist es unerläßlich, daß wir seine Provokationen aufgreifen, damit **‚man klar erkennt, woher der Geist weht. Alle Maskerade ist hier nur vom Übel.'**

Paul Fr. Weber **‚kommt als grobschlächtiger Vergewaltiger daher, der sich mit zerstörerischer Vehemenz'** auf Bunuels ‚VIRIDIANA' stürzt und sich dabei den Hals bricht; das ist erfreulich: ein Rezensent, der seine Legitimation, über Filme zu schreiben, deren künstlerische Leistung er nicht versteht, nur seinem christ-katholischen Unterbewußtsein abzieht, der als Kriterien für die Qualität eines Filmes nur die gängigen Schlagworte **‚Tugend, Barmherzigkeit, Askese, Mystik'** parat hat und diese aus **‚christlicher Überzeugung'** als Kritik auszugeben wagt, wenn es darum geht, einem der aggressivsten Filme unserer Zeit g e r e c h t zu werden, begibt sich der Chance, Beifall zu ernten: er erregt Anstoß und strauchelt.

Wenn Herr Weber in diesem **‚grauenhaften Fresko menschlicher Perversion und absoluter Verderbtheit, welche die Unschuld korrumpieren, den Mord legalisieren und den Menschen zum niedersten Triebwesen degradieren'**, keinen Humanismus zu entdecken vermag, so spricht das sowohl für seinen literarischen Dilletantismus als auch für seine Frustration beim Umgang mit Kunstwerken. Wenn er nicht imstande ist, die vehemente Gesellschaftskritik dieses Filmes richtig einzuschätzen und als berechtigt zu erkennen, so möge er uns mit seiner korrumpierten Unschuld verschonen und zu dem näherliegenden Schluß gelangen, daß seine Maßstäbe zu einer Legalisierung der Korruption führen und seine Kritik zu einem leeren Gedresche degradiert ist, das mit Humanismus nichts gemein hat.

Für die grandiose Szene des Films — die Abendmahlsadaption — in der sich die gesammelte und angestaute gesellschaftliche Brisanz des Werkes entlädt; in der Mystik, Barmherzigkeit und Tugend als unzureichend zertrümmert werden, der Angriff sich gegen die Gesellschaft richtet, die für die Armut nur Barmherzigkeit, für Aggressivität nur Tugend und für die drängende Aktivität, die aus der Not kommt, nur Mystik bereithält —, für diese Szene hat Herr Weber nur seine **‚christliche Überzeugung'** vorzubringen: **‚Welche Blasphemie!'**

Es geht nicht darum, an Herrn Weber **‚die Weltflucht oder Bigotterie eines unfruchtbaren Christentums zu geißeln'**, wenn er jetzt die **‚geistige Stoßrichtung'** wechselt; denn, genau genommen, stößt sein Geist in keine andere Richtung, er gibt sich selbst den Fangstoß und zeigt **‚Wirrköpfigkeit'**, mit der er sein eigenes falsches Denken hypostasiert. Er beschwört den Untergang des Abendlandes, schlägt aus diesem spektakulären Wunschtraum sein Zeilengeld und predigt die wohlfeilen Phrasen derer, die durch die Identifikation von Christentum und Abendland der demokratischen Freiheit die Luft nehmen und an deren Stelle den Abglanz ihres **‚satanischen Wunschtraums'** setzen wollen, damit Borniertheit, Unverständnis und Apologetentum weiterleben und die Liquidation Andersdenkender floriere. **‚Geradezu töricht aber ist es, weil sich die Handlung in Spanien zuträgt, eine Kongruenz des Katholizismus mit dem Franco-Regime'**, die sich wechselseitig unter die Arme greifen, nicht als naheliegend zu verstehen. Das Unangenehm-Wahre wird nicht durch die Torheit eines Rezensenten beseitigt. **‚Ein zu billiger Triumph.' ‚Wer diesen Film bejaht, stimmt für den Untergang des Abendlandes'**: Herr Paul Fr. Weber soll sich nicht zu früh freuen; ein Abendland, das solche Rezensenten hervorbringt, ist bereits untergegangen. Peter H. Schröder

Anmerkung
Die halbfett gesetzten Passagen dieser Glosse sind Zitate aus der angeführten Filmkritik Paul Fr. Webers in der Frankfurter Nachtausgabe. Die Redaktion

Spaniens Sonne strahlt nicht allen

„Es ist aber auch Zeit, daß der großen Wendung der Dinge, die unausbleiblich herannaht, mit Besonnenheit und Einsicht vorgearbeitet werde. Die Offenheit und Wahrheit ist das große Mittel, welches beide Zwecke erfüllt, welches das Ersehnte befördert und das Gefürchtete abwendet. Darum möge man die Arbeiter nicht nur gewähren lassen, wenn sie ernsten Blicks ihre Lage prüfen, wenn sie, statt sich dem finsteren Groll und dumpfem Zagen hinzugeben, ihr Auge dem Sonnenlicht eines neuen Zeitalters zuzuwenden und die Mittel und Wege erwägen, wie es herbeizuführen sei; man möge sich freuen, daß sie darauf aus sind, sich als menschliche Wesen im Bewußtsein ihres Rechtes und ihrer höheren Bestimmung jene Freiheit zu erringen, die nur dem Segen bringt, der sie **errungen** hat. Man sollte nicht die Gefahr, sondern den **Anfang der Rettung** aus einer großen Gefahr in dieser Bewegung erblicken."

Friedrich Wilhelm Lange:
„Die Arbeiterfrage"
Winterthur, 1874

Die spanischen Zustände 1962 kommentieren mit trauriger Ironie die zitierten Sätze und erweisen ihre Unaktualität insofern, als „vom Sonnenlicht eines neuen Zeitalters" zu schreiben heute der Tatsache Hohn spräche, daß zu keiner Zeit mit mehr Bewußtsein und Perfektion unterdrückt, gefoltert und getötet worden ist als in unserem 20. Jahrhundert. Der gute Glaube des Zitats gibt nur Licht, damit die Schatten richtig werden; die schöne Zeit selbst beginnt nicht mehr in den Wolken. Pathos und Utopistenhoffnung haben sich auf billige konkrete Forderungen reduziert: die spanischen Arbeiter verlangen das Streikrecht und einen Lohn, der mindestens das Existensminimum erreicht — sie wollen nicht mehr hungern; die spanischen Intellektuellen bitten um eine mildere Zensur und die Möglichkeit, soziale Fragen offen diskutieren zu können — sie wollen sagen, was sie denken und wissen, was im Land und jenseits der Grenzen wirklich geschieht.

Seit 1938 befiehlt Generalissimo Franco, was in Spanien verboten ist, wer verfolgt wird und was getan werden muß; fast fünfundzwanzig Jahre härtester Diktatur haben das spanische Volk fatalistisch gemacht. Erst in jüngster Zeit regen sich oppositionelle Kräfte, die ohne Sektierertum und kommunistische Unterstützung die bitteren Verhältnisse ändern wollen.

Franco herrscht durch die Armee und den konservativen katholischen Klerus. Arbeitgeber und Arbeitnehmer sind in den Syndikaten zusammengefaßt, die als Teilorganisation der Falange, der Staatspartei, fungieren. Die öffentliche Meinung wird durch die strenge Zensur politischer, militärischer und kirchlicher Stellen total kontrolliert und gelenkt. Die Bedingungen für Opposition gegen die Regierung sind also denkbar ungünstig.

Trotzdem beginnt sie, Form anzunehmen. Die Anfang April in den Kohlengruben des industriereichen Nordspanien ausgebrochene Streikbewegung — laut letzten Meldungen von der „kath. Aktion" gebilligt — hat sich zur bisher größten politischen Demonstration gegen das Franco-Regime entwickelt. Mehr als 85 000 Arbeiter streikten wochenlang, obwohl der Streik als „Vergehen gegen die innere Sicherheit des Staates" gesetzlich verboten ist und schwer bestraft wird. Da keine spanische Zeitung über die Ausstände berichten durfte, zum andern die Arbeiter keine Pesete Streikgeld erhalten, gewinnen die zahlreichen Solidaritätsstreiks in allen Teilen Spaniens und die Sympathiekundgebungen der Studenten in Madrid und Barcelona symptomatische Bedeutung.

Die Regierung hat die unmittelbare Gefahr erkannt; sie hat für die Arbeiter Lohnerhöhungen (bei gleichzeitiger Hebung der Kohlenpreise für die privaten Unternehmer!) verordnet und über drei Provinzen den Ausnahmezustand verhängt; einige hundert Arbeiter und Studenten wurden verhaftet. Die knappen amtlichen Berichte behaupten, kommunistische Agententätigkeit und Aufwiegelei durch Radio Prag seien für die Krise verantwortlich; aber diese platten Lügen hatten bisher nur den Erfolg, daß Studenten in Madrid „Franco no, Rusia si" brüllten. Die Primitivität dieses affektiven Widerstands zeigt die Bedingung und Tendenz der Diktatur: die Alternative der Extreme. Wer nicht für Francos Politik ist, der ist gegen Spanien und wird mit allen Mitteln der Gewalt bekämpft. Da noch nicht einmal eine gemäßigte Opposition erlaubt wird, schlägt die geübte Praxis zurück und erzeugt Radikalisierung, was für Spanien bedeutet, daß der Kommunismus tatsächlich zu der Gefahr und Größe anwächst, deren Popanz die Regierung heute als Vorwand und Entschuldigung für die Verhaftung aller Regierungsgegner beschwört.

Franco kann auf die Dauer sein Land nicht mehr in splendid isolation halten: 7,8 Millionen Touristen protzten 1961 mit mitteleuropäischem Wohlstand und die als Gastarbeiter im Ausland beschäftigten Spanier — allein in der Bundesrepublik sind es 70 000 — bringen Geld und Informationen mit nach Hause; der geplante Anschluß an die EWG wird die Struktur der spanischen Zwangswirtschaft grundlegend ändern. Eine schleichende Liberalisierung wird auch Franco nicht verhindern können, aber es kommt darauf an, daß das Regime sie nicht für sich kassiert, indem sie durch ein paar soziale Zuckerbrötchen die revolutionären Kräfte neutralisiert. Die nordspanischen Bergarbeiter haben das verstanden; die zugestandenen Lohnerhöhungen brachte sie nicht in die Gruben zurück. Sie wollten ihr Streikrecht anerkannt wissen und wurden darin unterstützt von Studenten, von einem „Komitee der Intellektuellen" und einigen progressistischen katholischen Gruppen, in denen sich junge Kleriker und Laien zusammengeschlossen haben.

Seit über zwanzig Jahren regiert Franco sein Land durch Zensur, politische Justiz und polizeiliche und militärische Unterdrückung. Ruhe, Frieden und Ordnung sind in Spanien die Ruhe des Caudillo, der Frieden der intoleranten Kirche und die Ordnung durch die Armee. Alle Reformpläne und Sozialgesetze der liberalen republikanischen Regierung wurden seit 1938 von Franco rückgängig gemacht. Die katholische Kirche wurde Staatskirche, ihr untersteht fast das gesamte Erziehungswesen; die feudalistischen Großgrundbesitzer erhielten wieder Boden und Privilegien. Das riesige Landproletariat lebt in unvorstellbarer Armut und politischer Apathie, ein bürgerlicher Mittelstand fehlt in Süd- und Mittelspanien ganz und entsteht seit kurzem langsam im wirtschaftlich begünstigten Norden. Die Arbeiter dieser Nordprovinzen und die dünne Schicht der Intellektuellen und Studenten fordern immer deutlicher demokratische Rechte, wirklich soziale Sozial- und Arbeitsgesetze und die Enteignung der Großgrundbesitzer. Bis jetzt haben die konservativen Kräfte mit tatkräftiger Hilfe des Klerus verhindert, daß einschneidende Reformen durchgeführt wurden, da dies ohne Änderung der Machtverhältnisse nicht möglich gewesen wäre.

Spanien soll nach dem Willen Francos und der ihn unterstützenden Interessenten ein hierarchisch gegliederter Ständestaat werden, was bedeutet, daß in der für die Zeit nach Francos Tod vorgesehenen autoritären Monarchie die Diktatur weiterbestehen wird, wenn es nicht schon jetzt gelingt, die entscheidenden Bedingungen für eine demokratische Entwicklung zu erreichen und durchzusetzen, daß in die in Vorbereitung befindliche Verfassung liberale statt autoritär-konservative Gedanken eingehen.

In keinem anderen europäischen Land sind heute die praktischen Interessen der Arbeiter und der Intellektuellen dichter ineinander verflochten als in Spanien. Die miserablen sozialen und politischen Zustände und die anachronistischen konservativen Tendenzen erzwingen solidarischen Widerstand. Auf der iberischen Halbinsel hat die Kraftprobe zwischen Volk und Diktatoren begonnen. Streiks, Manifeste, Demonstrationen, Hirtenbriefe und Bittschriften sind Zeichen, daß die Regierungsgegner kein Blutbad wollen, sondern langsame Reform im Rahmen der bestehenden Möglichkeiten. Diese Opposition verdient jede Unterstützung von außen, zum Beispiel die, daß die Studenten deutscher Universitäten zu der Verhaftung von hunderten spanischer und portugiesischer Kommilitonen nicht schweigen.

Manfred Müller

Friedensversehrt? Illusionslos? Verrötelt? Mutarm?
Dann
gönnen Sie sich
DAS GROSSE CAUX-SIANNA IN TUBEN
mit Euphorisin **MRA** ★
Macht auch Ihr Gewissen strahlendweiß!
GCE, die Jedermann-Einseife, ist ein semi-terrales Ideologisiacum auf akkomodierter Christ-Basis mit Una-Sancta-Effekt. Subkutan indoktriniert, enthusiasmiert GCE Ihren Caux-Kokkus im Nu und erzeugt vermittels seiner Wirkstoff-Kombination „Euphorisin MRA" (Patente angemeldet) den weltumspinnenden „Reader's-Digest-Opti-and-Infantilisan" sowie ein beglückend-umwerfendes Sendungs- und Selbstbefriedigungs-Bewußtsein.
Senible Barba-Rubin-Reagenz! Verblüffende Damaskus-Erlebnisse notariell beglaubigt! Soft brain-washing guaranted!
Indiziert bei s. o. sowie bei resignativer Ideenflucht, chronischem Idealismus und psychogener Haltsucheritis.
Kontraindiziert bei manisch-depressiver Satirie, zerebral-aktivem Morbus individualis, humanoidem Existenzialismus sowie bei Ideologie-Allergien aller Art.
GCE—macht Reinliche rein, Liebende lieblich,
Ehrliche redlich und Selbstlose uneigennützig.
BEI VERSAGEN GELD ZURÜCK!
Sichern Sie unsere Caux-Existenz!
Verlangen Sie die Gratis-Broschüre:
„Taschen-Ethik auf neuen Wegen"
Schreiben Sie noch heute an die
SINNGEBUNGSZENTRALE WEST GmbH.
Fränkli Backmenn & Co Nachf.
c/o. Rhino C. Rossa
★ MRA = Moralische Aufrüstung, eingetragenes Warenzeichen

Diskus Dokumente

Die BADISCHEN NEUESTEN NACHRICHTEN veröffentlichten unlängst eine „Würdigung" von Bertolt Brechts MUTTER COURAGE, deren Hauptthesen wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten, weil sie unserer Meinung nach Tendenzen sichtbar werden lassen, die, orientiert am benachbarten Kirchturm und ausgerichtet auf das „gesunde Volksempfinden", der Beschränktheit ihres Autors das Feigenblatt herunterreißen. wv

Das wohl düsterste kulturelle Ereignis der Kurstadt wurde am Freitagabend über die Baden-Badener Bühne geschleift, nämlich Bert Brechts „Mutter Courage und ihre Kinder". Diese Aufführung fand sage und schreibe unter kriminalpolizeilichem Schutz statt, denn in den Theaterräumen verteilt saßen insgesamt sechs bestellte Kripo-Beamte! Noch nie in der Baden-Badener Theatergeschichte ist ein derartiger Affront gegen eine anständig gesinnte Bevölkerung gewagt worden. ...

Daneben gab es aber auch zahlreiche Neugierige, die nur wissen wollten, was an diesem umstrittenen Brecht überhaupt dran ist. Und schließlich gab es noch Leute, die, angewidert von diesem Stück, in der Pause das Theater stillschweigend verließen.

Angewidert weshalb? Antwort: Weil sie es zwei Tage vor Palmsonntag als geschmacklos empfanden, nichts anderes als eine einzige Persiflage auf die Maximen des Christentums über sich ergehen lassen zu müssen, ganz abgesehen davon, daß ausgerechnet ein Pfarrer die Leidensgeschichte Jesu im Moritatenstil verächtlich zu machen hat! Die Baden-Badener Geistlichkeit sollte sich dies und all den übrigen, intellektualisierenden Maskenball des Herrn Brecht einmal ansehen und anhören, um dabei zu erfahren, wie er sich stillschweigend mokiert! ...

An der „Mutter Courage" will der gleiche Pseudo-Poet den Krieg als solchen geißeln. Nichts gegen dieses Bemühen — aber daß er sich dafür ausgerechnet eine Mutter aussucht, die in ihrer moralischen Verworfenheit ein ausgesprochenes minderwertiges Geschöpf darstellt, das er jedoch trotzdem für würdig genug hält, sie innerhalb seiner Ideenwelt dem Publikum vorzusetzen, ist eine der schmutzigsten Verunglimpfungen der Mütter dieser Erde. Denn keine Mutter dieser Welt hat sich in einem Kriege jemals amoralisch verhalten, wie diese Mutter Courage nur ein Gleichnis sein soll, dann ist es ein unästhetisches, destruktives und ekelerregendes Gleichnis!

Pf. 182
In der ganzen Welt zu Hause
PLAYER'S

Seminar für Schauspielkunst
Leitung Margit Charlotte Schilb
Ausbildung bis zur Bühnenreife / Tages- und Abendklassen / Einzel- und Gruppenunterricht / moderne, individuelle Lehrmethode / Sprechunterricht und Ausdrucksschulung auch für andere Berufe / Aufnahme auch während des Semesters / Sprechzeit: Montag bis Freitag 9—10, 17—18 Uhr
Frankfurt/M., Beethovenstr. 50, Tel. 779012
Für **alle** Reisen
HAPAG LLOYD
REISEBÜRO
Fahrkarten
Schlaf- und Liegewagenplätze
im In- und Ausland.
Schülerfahrkarten
■
Seepassagen und Flugscheine
nach allen Plätzen der Welt
Ermäßigte Flugpassagen
für Studenten.
FRANKFURT AM MAIN
Kaiserstraße 14 · Telefon 20576

Kompendium einer dramatischen Form

Spiele in einem Akt. 35 exemplarische Stücke, hrsg. von Walter Höllerer. 570 Seiten, Suhrkamp-Verlag, 1961.

Daß überzüchtete Kunstformen wie das Epos oder das umfangreiche gereimte Gedicht untergehen, beziehungsweise in die Trivialliteratur absinken können, ist so bekannt wie die Tatsache, daß Formen, die sich jahrhundertelang verfemt, in unterströmiger Kontinuität entwickelt haben, in die hohe Literatur aufsteigen. So der Roman im 15. und 16. Jahrhundert, das Volkslied und die volkstümlichen Metren im 18. und der Einakter im 20. Jahrhundert.

Die hochstilisierte Kunstform des modernen Einakters, von dem jetzt Walter Höllerer 35 exemplarische Stücke, mit einem so umfangwie kenntnisreichen Nachwort versehen, im Suhrkamp-Verlag herausgab, hat Vorläufer seit dem Mittelalter in den Intermedienspielen, im Vaudeville, in den grotesken Dialogen (etwa denen des späten „Salomon und Morolf"!), Vorläufer, die jeweils einen oder mehrere typische Züge des modernen Einakters, sei es die Harlekinade, sei es die Freude an Sprachverrenkungen, vorwegnehmen. Lessings früheste Stücke ihrerseits, die meines Wissens nur in einer zeitgenössischen Anthologie vorliegen, sowie der „Philotas" haben der dramatischen Struktur nach mit der heutigen Form nicht viel mehr als den einen Akt, respektive die Einheit von Ort und Zeit, gemein. Dagegen finden sich etwa in Johann Beers „kurtzweiligen Sommertägen", in der DDR längst in einer textkritischen Ausgabe zugänglich, drei ganz kurze dramatische Passagen in den Prosatext eingeschoben, die in überraschender Übereinstimmung Kriterien des modernen Einakters herauskehren, wie sie Höllerer in seinem induktiven Nachwort entwickelt: Da möchte zum Beispiel ein wandernder Handwerksbursche von einem liebestollen Amant den rechten Weg erfragen, man redet aneinander vorbei, weil jeder mit seinem eigenen Problem beschäftigt ist, der Mechanismus des Aneinandervorbeiredens, der Mißverständnisse und Hörfehler dreht die Szene in die Aporie des Anfangs zurück; die Wirkung rührt aus einem einzigen „szenischen Situationseinfall" her, der ausgeschöpft ist, sobald er keine neuen Aspekte des Grotesken produziert.

Solche szenischen Situationseinfälle, die kurze komische, absurde oder lyrisch-impressionistische Szene, bis hinab zu Karl Valentins Sketchen sind es, die sich als Keimzellen vieler moderner Einakter zu erkennen geben. Ionescos „Kahle Sängerin" zum Beispiel setzt sich genau besehen aus nicht mehr als drei oder vier solcher kurzen Szenen zusammen, von denen jede bis zum Überschnappen durchgedreht wird. Dabei stellt sich Zusammenhang und zielgerichtete Handlung weder durch die Eigenbewegung des Psychologischen noch auf der Folie eines unterstellten Ideenkonnexes her. Einheit liegt dagegen in der Unveränderbarkeit des Zuständlichen, der die starre Zuständlichkeit der bürgerlichen Welt entspricht, in der wir leben und die als etwas ontisch Gegebenes hinzunehmen wir uns bereits gewöhnt haben. So zielt auch der Dialog anders als in den geläufigen Handlungsschemata des mehraktigen Dramas nicht auf Lösung von Problemen, Verwicklungen, Spannungen, sondern einkreisend, „kreiselnd" auf der Stelle tretend, auf Vergegenwärtigung szenisch greifbaren Zustands. Es ist schließlich der Gegenstand, der – im idealistischen und psychologischen, ja noch im naturalistischen Drama nur mehr Staffage, Requisit, Indiz – nun nach der Eindampfung aller animistischen und antropomorphen Inhalte im modernen Einakter eine neue überraschende Bedeutung gewinnt. Pirandello (Krug), Grass (Lokomotive), Sender (Photo und Photoapparat), Valle Inclan (Schleifstein Scheere), Beckett (Rollstuhl, Bootshaken, Plüschhund), Ionesco (Stühle) versichern ihre Personen an Gegenständen, die, wenngleich entfremdet und gefährlich, für jene einen größeren Realitätswert abgeben als es Ideen, Sentenzen oder psychologische Themata noch bieten können. Abgesehen von der oben rekapitulierten vorläufigen Klärung der Einakterform, ist es den Herausgebern als größtes Verdienst anzurechnen, daß sie bei der Auswahl der Stücke den Rahmen typologisch wie historisch so weit spannen, wie durch das Kriterium des einen Aktes nur eben möglich war. Zwar haben die Vertreter des absurden Theaters Ionesco, Beckett, Adamov hier den ihnen gebührenden Platz inne, aber durch ihre Popularisierung in den letzten Jahren ist auch bereits der Begriff Einakter im Bewußtsein des literarisch gebildeten Publikums auf ein Gebilde unnatürlich verengt worden, das mehr oder weniger bloß zur Vergegenwärtigung gewisser grotesker oder absurder Zusammenhänge tauge. Den Herausgebern gelingt es nun, durch Originalübersetzungen (teilweise aus noch unveröffentlichen Manuskripten von Artaud, Audiberti, Buzzati, Carballido, Cummings Rosso di san Secondo, Gertrude Stein und Valle Inclan den bisher geläufigen Stücken eine Fülle neuer hinzuzuentdecken und damit die ganze Ausdrucksbreite zu demonstrieren, die der Einakter dem alten mehraktigen Drama mittlerweile voraus hat. Hier ist wirklich von Literaturwissenschaftlern den Theaterleuten dramaturgische Forscherarbeit vorexerziert worden, es bleibt zu hoffen, Kammerspiele, intime Theater, 3. Programme möchten sich ein Beispiel nehmen, wenn sich ihnen wieder einmal die Alternative Curt Goetz oder Eugene Ionescos als Alptraum anbietet.

Hermann Piwitt

Evokation und Montage

Heinz Otto Burger / Reinhold Grimm: „Evokation und Montage", Sachse & Pohl Verlag, Göttingen 1961, 72 S. 4,80 DM.

Allererste Korrekturen an und Einwände gegen Hugo Friedrichs „Die Struktur der modernen Lyrik" (Band 25 in rowohlts deutscher enzyklopädie, Hamburg 1956) argumentieren gegen die alleinige Ableitung der modernen deutschen aus der französischen Lyrik von Baudelaire, Rimbaud und Mallarmé aufwärts und verwiesen auf Heine und Mörike, eine Entwicklung innerhalb der deutschen Literatur selbst also. Walter Höllerer gab seinem Buch den Titel „Zwischen Klassik und Moderne" (Stuttgart 1958): in Einzeluntersuchungen zu den oben Genannten und Grabbe, Büchner, Nestroy, Niebergall usw., die durch den Blick auf die in der Dichtung sich wandelnden Bilder des Lachens und Weinens verbunden sind, versucht hier der Verfasser, ähnlich wie Friedrich, aber nun im Bereich der deutschen Literatur, die Früh- und Vorformen moderner deutscher Dichtung als Absetzbewegung gegen Klassik und Romantik zu fixieren. In „Noten zur Literatur I" (Band 47 der Bibliothek Suhrkamp, Frankfurt/Main 1958) rückte Theod. W. Adorno Joseph von Eichendorff in die Nähe Baudelaires. Heinz Otto Burgers Aufsatz – erstmals 1959 in der Festschrift für Franz Rolf Schröder gedruckt und nun zusammen mit zwei Aufsätzen von Reinhold Grimm in einer „Evokation und Montage" betitelten Broschüre veröffentlicht – ist „Von der Struktureinheit klassischer und moderner deutscher Lyrik" überschrieben. Die so gewählte Überschrift ist als Antwort auf eine an den Leser des Buches von Hugo Friedrich gerichtete Frage zu verstehen, mit welcher Burger über den Hinweis, daß sich auch heute noch jedes Gespräch über moderne Lyrik am besten an Hassen Schrift zu orientieren habe, seinen Aufsatz einleitet: „. . . hat es sich Friedrich nicht gerade bei der Zeichnung dieser vormodernen Lyrik ein wenig leicht gemacht?" Mit einem Fragezeichen versehen, zielt diese Formulierung aber auf mehr als etwas, das nur am Rande liege: nämlich auf einen der Stützpfeiler der Struktur der modernen Lyrik" (siehe dort Seite 13 ff.), jenes Argument, das Erkennen moderner Lyrik könne nicht anders als mit (im definitorischen, nicht wertenden Sinn) negativen Kategorien vonstatten gehen, – auf jene so einleuchtende, im schlimmsten Fall ein Kampfgeschehen und das dazu passende Vokabular suggerierende Antithese zwischen Klassik und Moderne.

Nach Heinz Otto Burger ist es das „Exorbitanterlebnis", das zwei zeitlich so weit auseinanderliegende lyrische Gebilde wie Wolfgang Weyrauchs „Mein Gedicht" und Johann Wolfgang Goethes „Auf dem See" verbindet, – im Kontrast gegen letzteres wird die dritte und letzte Fassung der Hölderlinschen Ode „Der Abschied" zum eigentlichen Ausgangspunkt der Untersuchung. Die beiden Schlußzeilen dieser letzten Fassung („Und die Lilie duftet / Golden über dem Bach uns auf") schaffen im Gegensatz zu den letzten vier Versen von Goethes „Auf dem See" („Morgenwind umflügelt / Die beschattete Bucht, / Und im See bespiegelt / Sich die reifende Frucht"), die sich als Symbol, das „einer bestimmten Weltanschauung adäquate Sinnbild" begreifen lassen, und im Gegensatz zu den beiden vorhergegangenen Fassungen, in denen das Gedankliche und Sinnhaltige ausgeprägt ist, eine Figur, „die in ihrer Suggestiv- oder Evokativkraft der inneren Emotion äquivalent ist". Das „evokative Äquivalent" bei Hölderlin tritt dem „adäquaten Symbol" bei Goethe gegenüber und wird zum Schlüsselbegriff für die Interpretation moderner Lyrik, die mit Texten von Marie Luise Kaschnitz („Genazzano"), Karl Krolow („Liebesgedicht") und Paul Celan („Ein Knirschen von eisernen Schuhn") ausgelegt ist. Die Struktureinheit zwischen klassischer und moderner deutscher Lyrik, welche der Aufsatztitel betont, differenziert und modifiziert sich – nun in der Einheit der Struktur Unterschiede modellierend – in dem gesperrt gedruckten Satz: „Das evokative Äquivalent im modernen Gedicht ist eine folgerichtige Weiterbildung des adäquaten Symbols im klassischen". Zwei Gedichte Eduard Mörikes („Ein Tännlein grünet wo" und „Früh im Wagen") werden zum wichtigen Mittelglied, – genauesten Beobachtungen an den Texten abgewonnen, ist dieses Ergebnis mehr als ein Lehrsatz in der Luft. Die hier gefundenen Ergebnisse konnte Edgar Lohner sinnvoll in das erste, „Der Weg zur Moderne" genannte Kapitel seines Buches „Passion und Intellekt / Die Lyrik Gottfried Benns" (1961) einbauen, das den Zeitraum zwischen 1750 und 1830 – dieselbe Periode also, für die Renè Wellek in „Geschichte der Literaturkritik" (1959) den Zerfall der klassizistischen Kritik feststellte – in seiner Bedeutung für die Moderne aufzuschließen versucht.

Die beiden Aufsätze Reinhold Grimms sind aus der intensiven Beschäftigung mit dem Werk Gottfried Benns hervorgegangen: „Nichts – aber darüber Glasur" (zuerst veröffentlicht in den Zeitschriften „Radius", Sept. 1959; „Universitas", Nov. 1960) stellt am Gegenüber von Günter Eichs „Tage mit Hähern" und Benns „Welle der Nacht" die Frage nach der Möglichkeit einer Wertung innerhalb der modernen Lyrik, – „Montierte Lyrik" (zuerst veröffentlicht in Germanisch-Romanische Monatsschrift, Neue Folge Band VIII, 1958) konfrontiert und deduziert Gedichte Hans Magnus Enzensbergers mit / aus theoretischen Äußerungen des späten Gottfried Benn. Zu „Tage mit Hähern", das 1955 in „Botschaften des Regens" stand, fand R. Grimm eine Vorfassung aus dem Jahre 1948, veröffentlicht in der Sammlung „Abgelegene Höfe". Einmal wählte Eich die traditionelle, das andere Mal die moderne Art des Gedichteschreibens: in der ersten Fassung wird „ein Erlebnis Zug um Zug" erzählt, die zweite dagegen „nimmt die volle Freiheit der Bildschöpfung für sich in Anspruch, verzichtet auf logisch einsichtige Zusammenhänge, verfremdet die Welt". „Ist also", hakt Grimm ein „die Modernität in der Lyrik lediglich ein modisches Gewand . . .?" Aus einer exakten Interpretation des obengenannten Bennschen Gedichts entwickelt er die Antwort: „Das absolute Gedicht. Es sagt nichts aus, sondern evoziert, es ruft in uns etwas empor: seine Kraft ist magisch". Dies stimmt mit dem vorhin skizzierten Ergebnissen Heinz Otto Burgers überein, an anderer Stelle freilich, in einer Formulierung wie „um 1850 hat eine radikale Mutation des lyrischen Stils stattgefunden" stellt sich zwischen beiden Aufsätzen ein leichtes Spannungsverhältnis her. Moderne Lyrik als „Ausdruckszwang" findet Reinhold Grimm in den Gedichten Enzensbergers: fortschreitend von einer Analyse der kleinsten zu größeren formalen Mitteln dieser Lyrik, von Wortelementen, vom Zitatcharakter mancher Verse zum rhythmischen und syntaktischen Bau von Zeile, Strophe und Gesamtgedicht, gibt der Verfasser eine ausführliche, stets ins Beobachtungsdetail gehende Charakteristik der hier versuchten Montagetechnik. „bildzeitung", „scherzo", „schläferung", „geburtsanzeige" und „aschermittwoch" sind die Beispiele, aus denen ein „dichterisches Subjekt" herauslesbar ist, das „ruhig und präzis an seinem Material" – das ist die Sprache, die aufgesprengt, mit der experimentiert wird – „arbeitet": „Zwischen Wortanalyse und Wortglauben, zwischen Seziertisch und Zaubergerät" bewegt sich der Lyriker, der da beschrieben wird. Abschließend verweist Grimm auf Benn, der das, was sich hier im Gedicht ereignet, theoretisch vorformuliert hat, – Fäden zu Mallarmé zurückknüpfend, fragt er nach der Zukunft dieser (der Gefahr eines modernen Epigonalismus ausgesetzten) Lyrik, läßt aber dem Einwand, „es könnte jedoch auch sein, daß hier" – er meint die Augenblickssituation – „eine neue Epoche der Lyrik beginnt", genug Platz.

Karl Riha

Prospekt der Dürre

Hans Erich Nossack: NACH DEM LETZTEN AUFSTAND. Ein Bericht. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1961. 367 Seiten. 18,80 DM.

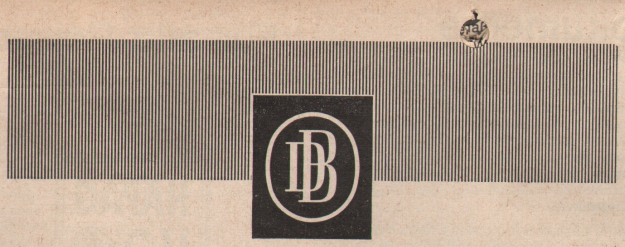
Die Szenerie NACH DEM LETZTEN AUFSTAND, die Hans Erich Nossack in eigenartig dürrem Sprachgestus entwirft, lebt aus jenem Bewußtsein augenblicklicher Dürre, das die momentanen gesellschaftlichen Zustände damit zu ändern sucht, daß sie utopische, un-dürre Gesellschaften konzipiert und sie in Vergangenheit oder Zukunft – dem Gegenwärtigen stets kontradiktorisch – ansiedelt.

In der Portiersloge eines Münchner Hotels versuchen nächtlich ein junger Mann, ein Portier und eine Schauspielerin die Zeit vor dem LETZTEN AUFSTAND zurückzurufen. Im Sprechen faltet sich vor den Sprechenden eine Gesellschaft auf, die, ähnlich gewissen aztekischen Priesterkönigtümern, von einem „reinen" Jüngling regiert, zum Untergang durch den AUFSTAND der Vernünftigen verurteilt ist.

Nossack begreift die augenblickliche Gesellschaft, die Gesellschaft nach dem zweiten Weltkrieg als eine vernünftige. Aber sie ist ihm z u vernünftig, eine Kiste, aus der man die Symbole, die metaphysischen Symbole gestohlen hat. Und eben diese Symbole versucht er zu beschwören. Seine Topographie einer Gesellschaft vor dem LETZTEN AUFSTAND scheint eine Fiktion nach hinten, die aus dem Unzufriedensein mit dem Augenblicklichen versucht im Besonderen das Allgemeine zu ändern. Das Besondere ist für Nossack jene vergangene, un-vernünftige Epoche, in der Symbole noch ihre angestammten Podeste einnahmen, das Gefühl dem Intellekt zumindest gleichberechtigt gegenüberstand, und das Miteinanderleben durch strenge, hierarchisch gegliederte Ordnung in gemäßen Bahnen lief.

Nossack ist unzufrieden. Wer ist es nicht? Der Schriftsteller Nossack filtert seine Unzufriedenheit, die es versteht, dem Einfachen, dem Detail zur Transparenz zu verhelfen, die aber im letzten „rückwärts gewandte Utopie" ist, wie Helmut Olles in den Neuen Deutschen Heften schreibt, Versuch das zu verwandeln, dem der Autor erlag, der Gebrochenheit momentaner gesellschaftlicher Realität.

Wolfgang Vogel



Viele Möglichkeiten,
Ihnen
den Umgang mit Geld
zu erleichtern,
bietet die

DEUTSCHE BANK

AKTIENGESELLSCHAFT

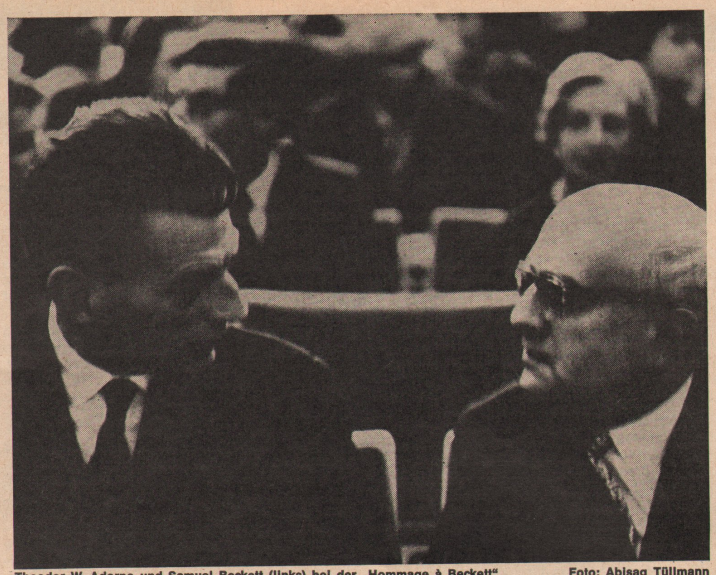
DÜSSELDORF · FRANKFURT (MAIN) · HAMBURG

Wir sind vertreten in Berlin durch BERLINER DISCONTO BANK AKTIENGESELLSCHAFT

im Saarland durch SAARLÄNDISCHE KREDITBANK AKTIENGESELLSCHAFT

in Kiel durch BANKHAUS WILH. AHLMANN

Adornos Noten zweiter Teil



Theodor W. Adorno und Samuel Beckett (links) bei der „Hommage à Beckett" des Suhrkamp-Verlages — Foto: Abisag Tüllmann

Von Alfred Schmidt

Es gehört zum Elend des weitaus größten Teils der zeitgenössischen Literaturkritik, daß sie ihr schlechtes Gewissen, im Positivismus philologischer Flohknackerei steckenzubleiben, zu beruhigen sucht, indem sie einigermaßen unkritisch bei den gerade modischen Philosophien Anleihen macht. Begrifflos wie sie ist, garniert sie ihr Verfahren mit ihm äußerlich bleibenden Fetzen des späten lebensphilosophischen Irrationalismus, häufiger noch mit Kategorien Heideggerscher oder gar Jaspersscher Herkunft. Wenn demgegenüber auch Adornos Arbeiten zur Literatur unter den Begriff der „Literaturkritik" gerechnet werden, so kann gar nicht deutlich genug auf den von ihnen gesetzten Unterschied verwiesen werden. Die „Noten", deren zweiter Teil hier wesentlich im Hinblick auf seinen theoretischen Ansatz besprochen werden soll, sind zunächst negativ zu bestimmen. Weder geht es dieser Sammlung von Essays über Goethe, Balzac, Valéry, Proust, den Gebrauch von Fremdwörtern, Bloch, Lukács und Beckett darum, Forschungsbeiträge zu dem zu liefern, was Literaturgeschichte heißt und Soziales bestenfalls als „background"-Faktor berücksichtigt, noch um eine „philosophische" Literaturbetrachtung im Sinne Heideggers, bei dem die Eigenrealität dichterischer Produkte dadurch geschmälert wird, daß er sie mit seinen Kategorien umklammert und so lange preßt, bis sie das Sein als Aussage hergeben. Adornos Erwägungen liegt auch kein hölzerner Kanon wie der des späten Lukács zugrunde, von dem aus ein sich gesund nennender gesellschaftlicher Standpunkt der Beurteilung von Dichtung zu gewinnen wäre. Ebensoweit weiß sich Adorno entfernt von Ästhetik als einer dogmatisch-affirmativen Lehre vom Schönen, wie sie in den dickleibigen Bänden des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts, etwa bei Volkelt, sich findet.

Adorno weiß, in welches Mißverhältnis zur tatsächlichen künstlerischen Produktion der ästhetische Gedanken heute notwendig gerät. Wie bei kaum einem anderen Theoretiker sind seine Bemühungen getragen von dem Bewußtsein des geschichtsphilosophischen Orts der Gegenwartskunst und damit ihrer objektiv vermittelten Möglichkeiten und Grenzen. Wenn sein Denken noch die jüngsten literarischen Produktionen in seinen Umkreis einbezieht, so nicht, weil es auf das Neue aus ist, bloß weil es das Neue ist, sondern weil für Adorno einzig ein volles Verständnis des Standes der fortgeschrittensten künstlerischen Produktivkraft den Blick auch auf die großen Kunstwerke der Vergangenheit freizulegen vermag. Eindringlich belegt dies der erste Aufsatz zur Schlußszene des Faust.

Die Methode ist die einer „negativen" Dialektik, die das gelungene Ganze angesichts der drohenden Selbstvernichtung der Menschheit nur noch erhoffen, nicht aber in idealistischer Ausgemachtheit, wie letztlich Hegel, sich vorgeben kann. Die „auslegende Versenkung in überlieferte Schriften" wird von der geschichtlichen Situation nahe genug gelegt. Die „rückhaltlose Preisgabe ans Projekt", die Adorno an Valéry rühmt, ist zugleich der Impuls seiner eigenen Essayistik. Nirgendwo hält sich das Buch in der Sphäre der Persönlichkeit, beim bloß Privaten der erörterten Autoren auf; stets geht es um die freilich durch Subjektivität hindurchgegangene objektive Struktur der literarischen Gebilde selbst. Zu wirklich verbindlichen Formulierungen über deren gesellschaftliches Wesen führt nur der Weg über die inner-ästhetische Problematik. Ihr transzendente soziologische Versicherungen bleiben unzulänglich.

Auf zwei wichtige Diskussionsgegenstände der „Noten II" sei noch kurz eingegangen: auf die Theorie des realistischen Romans und auf die Interpretation des „Endspiels" von Beckett, die fraglos das Kabinettstück des Bandes bildet. Auf die Frage des Realismus kommt Adorno zunächst im Aufsatz über Balzac zu sprechen. Er zeigt, wie subaltern die im Osten gängige Vorstellung ist, daß realistische Stilprinzipien ein für allemal einem normalen Verhältnis des Dichters zur Wirklichkeit entsprechen. „Normal, das Wort emphatisch genommen, wäre das Verhältnis, wo das dichterische Subjekt das gesellschaftliche Unwesen bannt, indem es die verhärtete und darum entfremdete Fassade der Empirie durchbricht". Realistisch ist daher heute gerade eine Literatur, die antirealistisch ist, die sich von den Oberflächenphänomenen der Wirklichkeit nicht imponieren läßt, sondern sie kritisch durchdringt. Die Überholtheit der realistischen Schreibtechnik ist keine bloße Behauptung kranker Leute, sondern konkret-historisch vermittelt. Die Abbildbarkeit der Welt unwiderruflich dahin. Was etwa bei Lukács das „widerzuspiegelnde" Wesen der gesellschaftlichen Erscheinungen heißt, ist vom geschichtlichen Prozeß längst zum Bestandteil des Scheins herabgesetzt worden.

Mit Lukács' Konzeption des sozialistischen Realismus, die ja einige Jahrzehnte hindurch im Osten beträchtlichen Einfluß geübt hat, beschäftigt sich der Aufsatz „Erpreßte Versöhnung", der von einem 1958 im Westen erschienenen Buch ausgeht, in dem Lukács immerhin kritisch zu den Vorkommnissen unter Stalin, auch zur Kunstpolitik, Stellung nimmt. Im Westen wird immer wieder in völlig abstrakter Weise die Kunstfremdheit und der dogmatische Charakter der östlichen Literaturdoktrin bejammert. Adorno unternimmt es demgegenüber, am Fall Lukács konkret den erkenntnistheoretisch-ästhetischen Prämissen der Realismuskonzeption nachzugehen. Bündig weist er nach, daß sich mit den ideologiekritischen Intentionen von Marx und Engels die Lukács so leicht von der Zunge gehende Unterscheidung gesunder und kranker Kunst – „Naturkategorien werden auf gesellschaftlich Vermitteltes projiziert" – jedenfalls nicht vereinbaren läßt.

Im Aufsatz über das „Endspiel", der den Band beschließt, wird in subtilen Einzelinterpretationen dargetan, wie Beckett dadurch, daß er das Drama formal auf den Stand der fortgeschrittensten Mittel bringt, es zugleich als sinnstiftende Einheit liquidiert. Die existentialistischen Kategorien der Absurdität und Sinnlosigkeit des Daseins verlieren so ihren deklarativ weltanschaulichen Charakter, wie er selbst bei Sartre noch vorliegt, dessen konventionelle dramatische Form die Negativität der Thesen zu Philosophemen verklärt. Indem Beckett sich noch die letzte Harmlosigkeit verbietet, setzt sich in seinem Stück der kapitalistische Entfremdungsprozeß mit aller Nacktheit durch. Geschichte friert ein und reduziert die Menschen auf ein paar armselige Funktionen, die keiner sinngebenden Idee mehr gehorchen. Beim Wort genommen, geht die Pseudoradikalität der Existenzphilosophen in wirkliche über. Heideggers Befindlichkeiten, die Situationen von Jaspers sprechen nunmehr den blanken Materialismus der Welt wie sie ist aus.

Ein zum Verständnis des modernsten Bewußtseins unentbehrliches, höchst instruktives Buch.

Theodor W. Adorno: „Noten zur Literatur". Bibliothek Suhrkamp, DM 5,80.

GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG

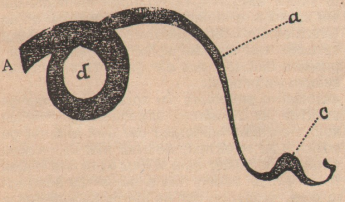
Fragment von Schwänzen

Lichtenberg, Georg Christoph:
geb. 1. Juli 1742 zu Oberramstadt bei Darmstadt, gest. 24. Febr. 1799 zu Göttingen, Sohn eines Generalsuperintendenten (mit einem Höcker behaftet, worauf man seine satirische Ader zurückzuführen suchte), studierte in Göttingen, wurde 1769 Professor der Physik (Lichtenbergsche Figuren) das., weilte 1774–75 in England (Verkehr mit den beiden Forsters), schrieb 1776 für das „Deutsche Museum" eine Charakteristik des Shakespeare Darstellers Garrick, bekämpfte Lavater, das Genie- und Empfindsamkeitswesen und gründete 1780 mit G. Forster das „Göttinggensche Magazin", worin er Voß u. d. Hain verspottete. Seine geistreichen u. schlagfertigen Sentenzen, Aufsätze usw. wurden zuerst in den „Vermischten Schriften" veröffentlicht. Nietzsche zählte ihn zu den größten deutschen Stilisten (neben G. Keller u. A. Stifter). Kosch, „Deutsches Literaturlexikon".

I) Heroische, kraftvolle

A Ein Sauschwanz

Wenn du in diesem Schwanz nicht siehst, lieber Leser, den Teufel in Sauheit (obgleich hoher Schweinsdrang bei a), nicht deutlich erkennest den Schrecken Israels in c, nicht mit den Augen riechst, als hättest du die Nase drin, den niedren Schlamm, in dem er aufwuchs, bei d, und



nicht zu treten scheinst in den Abstoß der Natur und den Abscheu aller Zeiten und Völker, der sein Element war – so mache mein Buch zu; so bist du für Physiognomik verloren.

B Englischer Doggenschwanz

Der du mit menschlichem warmem Herzen die ganze Natur umfängst, mit andächtigem Staunen dich in jedes ihrer Werke hineinfühlst, lieber Leser, teurer Seelenfreund, betrachte diesen Hundeschwanz und bekenne, ob Alexander, wenn er einen Schwanz hätte tragen wollen, sich eines solchen hätte schämen dürfen. Durchaus nichts wechliches, „hundselndes, nichts damenhöfisches, zuckernes" mausknapperndes, w[illegible]gtes Wesen. Überall Mannheit, Drangdruck, hoher erhabener Bug und ruhiges, bedächtliches, kraftherbergndes Hinstarren, gleichweit entfernt von untertänigem Verkriechen zwischen den Beinen und hühnerhündischer, wildwitternder, ängstlicher, unschlüssiger Horizontalität. Stürbe der Mensch aus, wahrlich der Szepter der Erde fiele an diese Schwänze. Wer fühlt nicht hohe, an menschlicher Idiotität angrenzende Hundheit in der Krümmung bei a. An Lage wie nach der Erde, an Bedeutung wie nach dem Himmel. Liebe, Herzenswonne, Natur, wenn du dereinst dein Meisterstück mit einem Schwanze zieren willst, so erhöre die Bitte deines bis zur Schwärmerei warmen Dieners und verleihe ihm einen wie B.

C

Silhouette vom Schwanz eines, leider ! zu Mettwurst bereits bestimmten Schweinsjünglings in G . . . von der größten Hoffnung, den ich als warmen, elastischen, beschnittenen und unbeschnittenen, Genie ausbrütenden Stutzern von Mensch- und Sauheit bittewimmernd empfehle. Fühlt's, hört's ! und Donner werde dem Fleischer, der dich anpackt.

Noch zur Zeit nicht ganz entferkelt; mutterschweinische Weichmut im schlappen Hang und läppische Milchheit in der Fahnenspitze. Aber doch bei p schon keimendes Korn von Keilertalent; ja wäre bei M nicht sichtbarlich städtische Schwäche und mehr Spickesspeck als Haugeist, und wäre unter dem Schwanz bei o minder Rauchkammer- als Ruhmstempel und minder Mettwurst als Triumph, so sagte ich: dein Ahnherr überwand den Adonis, und der Ebergeist des Herkulesbekämpfers ruht auf deinem Schwanz.

ACHT SILHOUETTEN VON PURSCHEN-SCHWÄNZEN ZUR ÜBUNG

D

1. Ist fast Schwanzideal. Germanischer eiserner Elater im Schaft; Adel in der Fahne; offensiv liebende Zärtlichkeit in der Rose; aus der Richtung flescht Philistertod und unbezahltes Konto. Durchaus mehr Kraft als Besonnenheit.
2. Hier überall mehr Besonnenheit als Kraft. Ängstlich gerade, nichts Hohes, Aufbrausendes, weder Newton noch Rüttgerot[1], süßes Stutzerpeitschchen, nicht zur Zucht, sondern zur Zierde, und zartes Marzipanherz ohne Feuerpuls. Ein Liedchen sein höchster Flug, ein Küßchen sein ganzer Wunsch.
3. Eingezwängter Fülldrang. Eine Pulvertonne unter einem Feuerbecken vergessen, wenns auffliegt, füllts die Welt. Edler, vortrefflicher Schwanz, englisch in beiderlei Verstand. Schade, daß du von sterblichem Nacken herabstarrst. Flögst du durch den Himmel, die Kometen würden sprechen: Welcher unter uns will es mit ihm aufnehmen? Studiert Medizin.

4. Satirmäßig verdrehte Meerrettichform. Der Kahlköpfigkeit letzter Tribut, an Schwanzheit bezahlt. Alte Feldmarschallskraft, zu Fähndrichs Natur aufpomadet, aufgekämmt und auffaffektiert. Kampf zwischen Natur und Kunst, wo beide auf dem Platz bleiben. Strecke du das Gewehr, armer Teufel, und laß die Perücke einmarschieren.
5. An Schneidergesellheit und Lade grenzende schöne Literatur. In dem scharfen Winkel, wo das Haar den Bindfaden verläßt, wo nicht Goethe, doch gewiß Bethge[2], hoher Federzug mit Nadelstich. Polemik in der horizontalen Richtung, Freitisch in der Quaste. In der fast zu dünne gezeichneten Wurzel Winzigkeit mit Hände reibender Pusillanimität. Informiert auf dem Klaviere.

6. Sicherlich entweder junger Kater oder junger Tiger, mit einem Haarübergewicht zum letztern.
7. Abscheulich. Ein wahres Pfui! Wie kannst du an einem Kopf gegessen haben, den Musen geheiligt! Im trunkenen Streit mußt du vielleicht einmal irgendeinem Badergesellen oder Stadtmusikanten entrissen und aus Triumph am Purschenhaar geknüpft sein. Elendes Werk, nicht der Natur, sondern des Seilwinders. Hanf bist du, und als Hanf hättest du dich besser geschickt, den Hals deines Besitzers an irgendeinem Galgen zu schnüren.
8. Heil dir und ewiger Sonnenschein, glückseliges Haupt, das dich trägt. Stünde Lohn bei Verdienst, so müßtest du Kopf sein, vortrefflicher Zopf und du zopfbeglückter Kopf. Welche Güte in dem seidenen zarten Anhang, wirkend ohne Hanf, herbergendes maskierendes Band, und doch Wonne lächelnd wie geflochtene Sonnenstrahlen.

FRAGEN ZUR WEITEREN ÜBUNG

Welcher ist der kraftvollste?
Welcher hat am meisten Tatstarrendes?
Welcher Schwanz wird schwänzen?
Welcher ist der Jurist? der Mediziner?
der Theologe? der Weltweise? der Taugenichts? der Taugewas?
Welcher ist der verliebteste?
Welcher alterniert mit dem Haarbeutel?
Welcher hat den Freitisch?
Welchen könnte Goethe getragen haben?
Welchen würde Homer wählen, wenn er wiederkäme?
Zitiert aus: G. Chr. Lichtenberg, Gesammelte Werke, 2 Bde., herausgegeben von Wilhelm Grenzmann, Baden-Baden o. D., Bd. 2, S. 109 ff.

1 Rüttgerot war ein Mörder, der zu Einbeck, 4 Meilen von Göttingen, gerädert wurde. S. Lavaters große Physiognomik.
2 Bethge war der berühmteste Schneider zu Göttingen, zu seiner Zeit.

REINHOLD GRIMM

Ionesco, Brecht und das moderne Theater

das literarische pamphlet

2

Dr. Reinhold Grimm, geb. 1931 in Nürnberg, ist Assistent im deutschen Seminar der J. W. Goethe-Universität ● G. Benn, farbliche Chiffre in der Dichtung. Nürnberg 1958 ● B. Brecht, die Struktur seines Werkes. Nürnberg 1959 ● B. Brecht und die Weltliteratur. Nürnberg 1961 ● B. Brecht. Stuttgart 1961.

Foto: Tüllmann

„Die Kunst ist der Bereich der Leidenschaft, nicht der ditaktischen Unterweisung." Diese Formulierung des Theoretikers Eugène Ionesco zielt unmittelbar auf Bert Brecht und scheint einen letzten, unvereinbaren Gegensatz aufrichten zu wollen. Man weiß ja, daß Brecht gerade die Emotion weitgehend verpönt hat, um an ihrer Stelle die Lehre in den Mittelpunkt seiner theoretischen Überlegungen wie seiner theatralischen Praxis zu rücken. Was sollen wir also von der von Szondi behaupteten Struktureinheit des modernen Dramas halten, wenn zwei seiner unbedingtesten Verfechter sich dermaßen feindlich gegenüberstehen?

Ionesco jedenfalls lehnt jedwedes théâtre engagé, als dessen Exponenten er Brecht betrachtet, kategorisch ab. „Einer der wesentlichsten Fehler eines Autors wie Brecht", schreibt er, „scheint mir in der Tatsache zu bestehen, daß er die künstlerischen Mittel nur einsetzt, um eine arbiträre marxistische Ideologie zu beweisen. Er unterwirft auf diese Weise das Wesentliche dem Unwesentlichen . . . Wegen dieses Irrtums wird Brechts Werk vergehen." Die ideologische Beschränkung und Verzerrung des Blickfelds ergibt für Ionesco notwendig ein Versagen im Dichterischen: Brechts Menschen, sagt er, fehle eine Dimension; diesem Autor entgleite seine Zeit. Ein vernichtendes Urteil, wenn es zuträfe; denn damit wäre Brecht nichts Geringeres abgesprochen als seine Modernität. Es ist nur konsequent, daß Ionesco Brechts späte Werke als „Musterbeispiele reaktionärer Kunst" bezeichnet.

Ja er geht noch weiter. Brecht habe nicht nur künstlerisch versagt, sondern auch im Menschlichen. Zu der sattsam bekannten Ablehnung des „unreinen Stils" und des Synkretismus (alles sei ja „nur entlehnt") kommen moralische Vorwürfe, wie sie so schwerwiegend bisher wohl nirgends erhoben worden sind. Ionesco behauptet, Brecht sei ein Heuchler, der den Frevel fördere, zur Entwurzelung des Humanen beitrage und die Wahrheit vergewaltige. Er finde in der kommunistische Ideologie „die Rechtfertigung für den Menschenhaß und zureichende Gründe, um die Möglichkeit jeder Liebe, der Güte und der Tapferkeit zu leugnen." Aber damit nicht genug. Ionesco erklärt schließlich sogar: „Ich kenne die Umstände nicht, die Brecht dazu geführt haben, Kommunist zu werden. Er hätte auch ein sehr guter Nationalsozialist sein können . . . Als Hitler an die Macht kam, war es für Brecht vielleicht schon zu spät. Er war bereits zu sehr festgelegt und gezeichnet, um Hitleranhänger werden zu können."

Man braucht solchen Äußerungen keine große Bedeutungen beizumessen. Das Plumpe und Falsche an ihnen ist zu augenfällig. So zweifelhaft manchem die eine oder die andere Handlung Brechts erscheinen mag, Mangel an gutem Willen wird man ihm wohl schwerlich vorwerfen können. Im übrigen berühren uns diese Anschuldigungen hier insofern, als sie durch ihre Maßlosigkeit die grundsätzlich negative, also voreingenommene Haltung des Wahlfranzosen gegenüber Brecht verraten. Ionescos Anwürfe sind von einer an Haß grenzenden Abneigung diktiert, und er macht daraus auch gar kein Hehl. Nimmt man hinzu, daß er in seiner Polemik das Politische mit dem Dramatisch-Formalen verquickt, indem er das epische Theater auf dieselbe Stufe neben das historische, soziale „und sonstwie tendenziöse" Theater stellt, so verlieren seine Argumente bereits merklich an Gewicht. Dennoch scheint aber eine unüberbrückbare Kluft bestehen zu bleiben.

Das Bild ändert sich freilich rasch, sobald man einmal von der durch persönliche Vorurteile getrübten direkten Auseinandersetzung absieht. (Sie erfolgte überdies durchaus einseitig: Brecht hat sich meines Wissens nie über Ionesco geäußert.) Weitgehende Gemeinsamkeiten, ja Übereinstimmungen beginnen bereits, wenn man nur das Entstehen von Ionescos theoretischen Überlegungen betrachtet. Sie beruhen nämlich genau wie bei Brecht auf den praktischen Erfahrungen des Stückeschreibers, sind aus der Theaterarbeit herausgewachsen. Ionesco betont das ausdrücklich. Ebenso führt er das Ungenügen am traditionellen Theater, das ihn vor seiner Wiederbekehrung zur Bühne erfüllt hat, auf ähnliche Ursachen zurück wie Brecht, mit dem er es teilt. Dieser prangerte die falsche Magie eines naturalistisch geprägten Illusionstheaters an, jener vermißte die echte, poetische Magie und empfand das Tun der Schauspieler als peinlichen Schwindel. Er verwirft daher Stanislawskis Lehre, ja fährt fort: „Die Schauspieler verwandelten sich übrigens gar nicht, sie täuschten es nur vor, was noch viel schlimmer ist, denke ich . . . ‚Wie gut sie spielen', sagten die Zuschauer. In meinen Augen spielten sie schlecht, und es war sinnlos, überhaupt zu spielen."

Doch geht Ionesco dann über Brecht hinaus, und es ist nicht uninteressant, ihm zu folgen. „Was mich am Theater störte, so glaube ich begriffen zu haben," bemerkt er, „waren die Menschen aus Fleisch und Blut auf der Bühne. Ihre körperliche Gegenwart zerstörte die Vorstellungswelt. Zwei Wirklichkeitsebenen waren vorhanden, einerseits die körperliche Gegenwart lebender Menschen, die sich auf der Bühne bewegten und sprachen, und dann die Wirklichkeit der Phantasie. Beide, in unmittelbarer Nähe zueinander, deckten sich aber nicht, waren nicht aufeinander zurückzuführen; es waren zwei entgegengesetzte Welten, die sich weder vereinen noch mischen konnten . . . Jede Bewegung, jede Haltung, jeder Satz, der auf der Bühne gesprochen wurde, zerstörte in meinen Augen eine Welt, die eben diese Bewegung, diese Haltung, dieser Satz zu schaffen sich anschickte, zerstörte sie, bevor sie überhaupt erscheinen konnte." Das sind Probleme, mit denen sich auch Käte Hamburger in ihren dichtungstheoretischen Untersuchungen auseinanderzusetzen hat. Ionesco – seine Aufzeichnungen sind weniger folgerichtig als aphoristisch kühn – nimmt sie zum Anlaß, das herkömmliche Theater gänzlich zu verdammen. Er lehnt also in Übereinstimmung mit Brecht die restlose Verwandlung des Schauspielers ab: „Wenn ich sah, wie sich die Schauspieler auf der Bühne ganz mit den handelnden Personen identifizierten, zum Beispiel Tränen weinten, so fand ich das unerträglich und ausgesprochen unanständig." Gleichzeitig wendet er sich aber auch gegen die von Brecht geforderte Spielweise der Verfremdung: „Auch das schien mir eine unannehmbare Mischung von wahr und falsch zu sein . . ."

Gibt es hier überhaupt etwas Drittes? Ein Ausgleich erscheint doch unmöglich. Ionesco erwägt denn auch nur kurz die Inszenierungen Jean Vilars, der „auf geniale Weise die richtige Gewichtsverteilung zu finden wußte". Dann läßt er auch diesen Gedanken fallen. Was aber ist sein eigener Vorschlag?

Es mag zunächst überraschen, daß Ionesco trotz seiner radikal ablehnenden Haltung an das, was im Theater geschieht, glauben möchte. Er verlangt als Zuschauer Glauben. Nun besteht kein Zweifel, daß es sich dabei nicht um jenen benebelnden Bann des Illusionärs handeln kann, den Brecht so erbittert bekämpfte. Ionesco meint ganz offensichtlich eine absolute Unmittelbarkeit des poetischen Geschehens, wie sie in solcher Unbedingtheit bisher dem Theater versagt war und versagt sein mußte, weil sie den Formgesetzen des Dramatischen widerspricht. Um in der Sprache Käte Hamburgers zu reden: Ionesco möchte offenbar die mimetische Gattung in eine existenzielle überführen. Das bedeutet seine Forderung nach jener Autonomie, über die Malerei und Musik verfügen und die auch die unmittelbaren Sprach- und Bildbewegungen moderner Lyrik kennzeichnet. Ionesco nennt sie Naivität und erläutert: „Ich meine eine wache Naivität, die den tiefsten Quellen des Seins entspringt – und diese den Menschen offenbart." Der seinerzeitige Darmstädter Intendant Sellner, Ionescos Propagator in Deutschland, bemerkte daher mit Recht, der Zuschauer beginne in solchen Stücken seinen Standpunkt mit denen der Darsteller zu verwechseln, er verliere den Boden unter den Füßen und gerate ins Abenteuer. „Die Grenze zwischen Zuschauerraum und Bühne, zwischen Alltag und Dichtung ist aufgehoben. Der Zuschauer identifiziert sich mit dem poetischen Geschehen." Man lasse sich aber nicht täuschen: es sind nur scheinbar die von Brecht verfemten Formeln; in Wirklichkeit meinen sie etwas völlig Neues. Wie sich freilich dieses Neue auf die Tätigkeit des Schauspielers auswirken soll, verschweigt Ionesco.

Das ist alles recht weit von Brechts eigentlichem Anliegen entfernt, wird man einwenden. Zugegeben. Umso näher kommen ihm dafür die dramaturgischen und theatertechnischen Mittel, mit denen Ionesco sein existenzielles Theater verwirklichen will. Er holt dabei weit aus und formuliert sein Beispiel als allgemeine menschliche Erfahrung: „Wenn ich . . . erwache, aus dem nächtlichen Schlaf und aus dem geistigen Schlaf der Gewohnheit, und mir plötzlich meine Existenz und das sie umgebende Gegenwärtige bewußt werden, wenn mir alles zugleich fremd und unbekannt erscheint, wenn endlich das Staunen über mein eigenes Sein mich ergreift, so sind das Erfahrungen, die jeder Zeit und jedem Menschen zugehören können." Gewiß handelt es sich hier um zeitlose Erschütterungen; aber nicht zufällig werden sie mit ganz bestimmten philosophischen Begriffen beschrieben. Und ebensowenig ist es ein Zufall, daß Ionescos Sätze an Brechts Zentralbegriff der Verfremdung anklingen, der fordert, daß das Langvertraute als fremd und fragwürdig erscheine.

In seinen weiteren Ausführungen nähert sich dann Ionesco Brechts Vorstellungen immer mehr. „Um sich", sagt er, „vom Alltäglichen, den Gewohnheiten, der geistigen Trägheit wegreißen zu können, braucht man oft energische Schocks." Nun, die Provokation gehört von Anfang an zu Brechts Theater; man erinnere sich nur an Kragler's „Glotzt nicht so romantisch!"" oder an die Parodien von Bibelszenen. Auch wo Ionesco das Zerbrechen der gewohnten Gegenständlichkeit fordert, umschreibt er nur wieder die Verfremdung, die allerdings bei Brecht viel mehr meint als nur ein schauspielerisches Technikum, wie man gemeinhin glaubt. (Als solches wäre sie in der Tat nicht neu; denn diese Forderung findet sich schon bei Diderot.)

Andere Entsprechungen gehen bis in Einzelheiten: „Man darf die Kunststücke nicht verstecken, sondern muß sie zur Schau stellen, sie rückhaltlos enthüllen und aufweisen. Das Groteske und die Karikatur war radikal zu verstärken . . . Keine Salonkomödie mehr, sondern Farcen, äußerste parodistische Übertreibung . . ." Weiter: „Es ist daher nicht nur erlaubt, sondern geboten, die Requisiten mitspielen zu lassen, den Dingen Leben zu geben, das Bühnenbild einzubeziehen und gewisse Symbole szenisch zu verwirklichen." Immer sollen Widersprüche erzeugt werden: „Einen sinnleeren, absurden und komischen Text kann man schwer, feierlich, gemessen inszenieren. Oder . . . man (spielt) einen ernsten Text in clownesker Manier." Das Komische und das Tragische werden zusammengebracht, aber sie „schmelzen nicht ein", wie es heißt, „sondern bleiben nebeneinander bestehen, stoßen sich dauernd ab, bringen sich durch Kontraste ins hellste Licht, stellen sich aber auch gegenseitig in Frage, ja, verneinen sich. Dank dieser Entgegensetzung entsteht ein dynamisches Gleichgewicht, eine Spannung". Der so heftig angegriffene Brecht hätte mit Heiterkeit vernommen, daß auch für seinen Gegner dialektische Prinzipien (das Wort wird ausdrücklich genannt) das moderne Theater konstituieren. Ja sogar das Element des Didaktischen kann man, wenn man will, erkennen. Ionesco definiert nämlich: „Das dramatische Meisterwerk hat einen exemplarischen Charakter höherer Art; es zeigt mir mein Bild, ist Spiegel und Antrieb zur Gewissensforschung." Die Ionesco-Kritik hat diese Formeln aufgegriffen; sie proklamiert die Identität von Poesie und Beunruhigung und macht auf die Ablösung der psychologischen Entwicklung durch die dramatisch kontrastierte Abfolge aufmerksam, der Brechts epische Reihung entspricht.

Wo bleibt die Unvereinbarkeit, die Ionesco mit so viel Pathos behauptet? Wenn Szondis Erkenntnisse richtig sind, besteht das Gemeinsame des modernen Dramas ja darin, daß den Menschen ihr Sein gegenständlich geworden ist, wodurch sich ein Subjekt-Objekt-Gegensatz ergibt, der danach strebt, sich im Bau der Stücke formal niederzuschlagen. Bei Brecht erscheint dieser Vorgang am reinsten, und zwar deshalb, weil bei ihm das Sein zunächst auf das gesellschaftliche Sein reduziert, also auf den rational erfaßbaren Bereich eingeengt wird. Das Ergebnis ist die Theorie und Praxis der Verfremdung, ist der Ersatz der dramatischen Funktionalität durch die epische Abfolge oder Reihung. Ionesco will zwar mehr. Er will dem von Konventionen umstellten modernen Menschen das Sein in seiner wilden Widersprüchlichkeit und Unvertrautheit enthüllen und verharrt deshalb jenseits des rational Zugänglichen. Sein Ziel ist, den Menschen mit Hilfe des Theaters in eine unmittelbare poetische Bewegung hineinzuzwingen, die ihn dieser Erfahrung unterwirft. Um so bedeutsamer aber erscheint, daß auch er die formalen Mittel der Episierung und Verfremdung anwenden muß. Im Entscheidenden treffen sich die beiden und erweisen somit die Struktureinheit des modernen Dramas über alle weltanschaulichen Gegensätze hinweg. Eugène Ionesco, der Brechts Werk so bedauerlich falsch beurteilt, findet selber, obgleich ungewollt und ohne die Zusammenhänge auch nur zu ahnen, noch das richtige Wort: „Ob man will oder nicht, sei das unbewußt oder bewußt: der historische Augenblick kommt spontan und unausweichlich ins Werk, und nicht nur dann, wenn man das mit bewußter Absichtlichkeit ideologischen Gründen zuliebe tut."

(Literatur: Das Abenteuer Ionesco. Beiträge zum Theater von Heute, Zürich 1957; Peter Szondi, Theorie des modernen Dramas, Frankfurt am Main 1956; Käte Hamburger, Die Logik der Dichtung, Stuttgart 1957. – Der vorstehende Aufsatz erschien in der englischen Zeitschrift German Life and Letters, Vol. 13/1960, S. 220 ff.)

---

chris bezzel

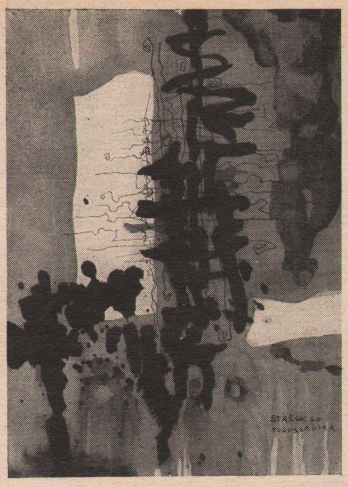
welt als geschichte

es scheint, die romanschreiber tun etwas, was sie heute gar nicht mehr wollen können: sie beschäftigen die leser tage- und wochenlang mit ihrer geschichte, mit dem bloßen stoff. sie ziehen sie von sich selbst ab, statt sie auf sich selbst zu verweisen. sie lenken ab, statt hin.
gesucht wird die nicht einholbare geschichte, die geschichte, die, sich selbst erzählend, jeder geschichte und also: jedem stoff immer voraus ist. diese geschichte erzählt notwendig die welt. die welt als geschichte ist die geschichte, die immer voraus ist, die nicht einholbare geschichte, die niemals überholbare geschichte. sie ist offen.
ihre notwendige länge ist dann erreicht, wenn ihre überholbarkeit, wenn ihre wirkliche offenheit erreicht ist. das kann – je nach dem stoff und der methode – lang oder kurz dauern. die kürze ist wegen der (fiktiven) „übersichtlichkeit" des materials zu bevorzugen. je länger die geschichte ist, um so größer muß die redundanz sein. (eine eigene methode ist es, mit der redundanz selbst die unüberholbarkeit zu erreichen.)

was muß geschehen in der geschichte? keines wegs immer eine geschichte. aber in jedem falle muß sprache geschehen, sich ereignen, sich entfalten.
gesucht wird die geschichte als sprachliche entfaltung der welt. die welt als geschichte, als text, erscheint in der entfaltung von sprache.
die sprache selbst und im ganzen ist eine geschichte. die traditionelle geschichte ist eine geschichte der geschichte: über die sprache als irreduzible geschichte wird eine „faktische" geschichte gelegt. daher die interferenzen, daher die unschärfen, die unangemessenheit von sprache und stoff. wer heute solche geschichten schreibt, überrennt die welt als geschichte, er bleibt stecken im gestrüpp der nichtfischnicht fleischigen doppelgeschichte. er erreicht nicht die unüberholbarkeit der welt.
aus der sprache als einer geschichte geschichten machen heißt, die sprache selbst sprechen lassen.
die sprache ist ein assoziatives system im konkreten lautmedium. wer die gesuchte geschichte macht, assoziert, er verknüpft elemente dieser sprache, er komponiert. komposition im unterschied zur fiktion gewährleistet die nähe zur sprache. wer aus der sprache, aus ihrer komposition fällt, fällt aus der geschichte, fällt aus seinem weltmodell.
assoziative entfaltung der sprache als einer geschichte ist die einzig angemessene möglichkeit, die unüberholbarkeit der welt in einer geschichte zu erreichen, weil nur hier das material und das muster eine völlige konkrete dialektische einheit bilden. hier allein ist die geschichte eine realisation der unüberholbarkeit der welt, weil die welt selbst nie nur material, nie nur muster ist, sondern beides in eins. kunst als spiel vermag dies zu zeigen, weil die dialektik zwischen material und muster ein modell der dialektik der welt darstellt. die geschichte als ein solches modell ist aber nicht statisch, viel mehr ist sie selbst ein sprachlicher prozeß als eine konkrete spiegelung der welt als eines prozesses. der sprachprozeß der geschichte entspringt und entspricht dem unüberholbaren prozeß der welt.

bazon brock

albert ehrensteins ehre in 6 teilen mit einer wettermeldung



klaus staeck

I.
die weltalter beginnen zu ergrauen.
loden hängen sich an die menschen, neue farben ersinnen sich die
affen auf ihren bäumen. alle tragen kokosnüsse statt der köpfe,
schal ist die milch ihrer art.
der start des messias wird immer wieder verschoben, vergeblich
finden sich die empfangszionisten auf dem nordbahnhof ein.
der nächste erlöser denkt nicht daran, geboren zu werden. faul
räkelt er sich im zeitenschoß und gähnt seine jüngeren brüder an.
aber keiner will aufstehen.

II.
was schert mich äquator und pol, horizont und
die seltsamsten fische der tiefsee. an meinem firmament fliegen
schnurrige rochen, drachen watscheln durchs wasser, grünzeugkauend
schweifwedeln arabische löwen durch den trubel der straßen.
vor der kaiserwilhelmgedächtniskirche bettelt sich krumm ein
olympischer gott,
mit der untergrundbahn fahren schmarte azteken,
sokrates stirbt im kolleg erschöpft,
es wachsen die heere der schwalbenesser,
fromm wallen die neger zum entscheidungskampf zwischen
dem sultan bajezid und einem foxterrier.
ich aber sitze auf dem schwärzesten punkt meines maikäfers
und fliege nach siam, jogins erwartet mich schon.
ich aber die fliegenden hunde.
doch auch im hintersten indien spielen die engländer matche,
ihr fußball ist gegerbt aus der haut des weißen elefanten.
die pest rust lokomotiven über dem heiligen ganges,
alle fakire lesen die times, dampfwalzen ebnen zur straße
den felsigen held himalaja. im kanal verreckt das krokodil.
ewig im sprunge ruht das känguruh.
die letzten palmen umarmt der derwisch filmend im tod.

III.
wir haben mehr vonnöten als diplomaten und feldherrn,
heerführer und politische kreuzspinnen,
reichezerstörer und weltgerichtsvollzieher.
jeder ist halbgott oder lehrer, keiner gehorsam
sie üben ihre wunder im wandern aus.
eure straßen sind krumm und krumm, ihr sagt halleluja und
meint trüffel, ihr schlürft ein mädchen wie eine junge auster,
die nacht eines menschen ist euch ein haarbalsam. ihr schlagt
ihm die zähne ein und nennt das:
vaterland oder ordnung oder republik oder demokratie oder
revolution oder kommunismus.
da ihr euch aber in jedem falle die zähne einschlagt, würde
ich das beim namen nennen: zähneeinschlagen
und nicht urgroßvaterland oder kaiserrepubliken,
oder abendland oder europa.

IV.
die frage, ob der storch nun auch die jungen affen bringt,
ist von scheuklappen noch nicht genügend untersucht worden.
wenig bekannt ist auch, daß ein monokelhirn nicht durch das schärfste
mikroskop sichtbar gemacht werden kann.
das betteln und hausieren um den nordpol ist verboten,
überhaupt ist die wissenschaft im frieden das beischläfigste kebsweib des ameisenkönigs,
im krieg wilde metze des herrschenden metzgers.
im einzigen schlafwagen der elektrischen fahre ich durch die stadt.
um mich vergilben ungelesen die nichtssagenden jahrgänge sämtlicher zeitungen.
in allen kanälen sucht man nach mir.
die selbstbezichtiger haben mich zum ehrenmitglied ernannt.
beifall nicken mir mit ihren schlitzaugen die seelenaufschlitzer
ich aber schlafe schon im schatten.
an der seidenen schnur um den hals trage ich meine weckuhr.
vergebens plätschern die monotonisten reklame in den verlagspissoiren.
in ihre theater gehe ich nur montags, freundlich lächelnd überreicht
mir eine kleiderlaus meine garderobe: sieben zwetschgen.
die sängerin reißt den mund auf, ihre goldplomben brüllen zur decke,
die rülpst nur ein unmelodisches echo. ach
ihr verkennt die gottheit, sie hängt am telefon und
lauscht euren radioopern.

V.
schon naht irgendeine mutter, um mich zu gebären.
reinigt euch und nicht nur eure straßen.
schon ruft das reiche haustier: polizei, um mir zu antworten.
euer magen hupt vor fülle. auf der börse streiten sich die marktweiber,
zion ist eine wilde aktiengesellschaft. die
werdegesänge der hölle, die chirurgische säge des arztes,
ich schneide euch riemen aus eurer schweinshaut, um
euer ränzlein zu schnüren, schwer wiegt auf meiner waage der wanst:
ich schweige euch tot.

VI.
die uhren in den bahnhöfen sind überklebt. für eine zeitangabe
muß man sein leben zahlen. immernoch, wenn ein riesenwesen auf dem
globus tanzt, bebt die erde. dann stehen die uhren. ich gedenke dieser
gewaltigen sippe der großen männer des todes, weinens und richtens.
aber die heutigen wortrebellen, die schlackenprinzen schreiben glossen. welt voller
christlichsozialdemokraten und publikumsjournalisten, ihr
geheuer der tiefe, gegen die der leviathan ein waisenknabe-
harpunieren soll man euch wie walfische.
ihr jubilare des neids, ihr veteranen der lüge,
jeder einkehr, außer in ein kaffeehaus, unfähig . . .
die henne legt ihre eier, die mutter gebiert ihre kinder,
was weiter
auf den schlachtfeldern wackeln die überlebenden
überlebensgroß im tanz,
ihr von geburt zu wiedergeburt, ihr
metempsychotischen schnorrer, ihr hausierer im segen.
es regnet.

paul christoph böhmer

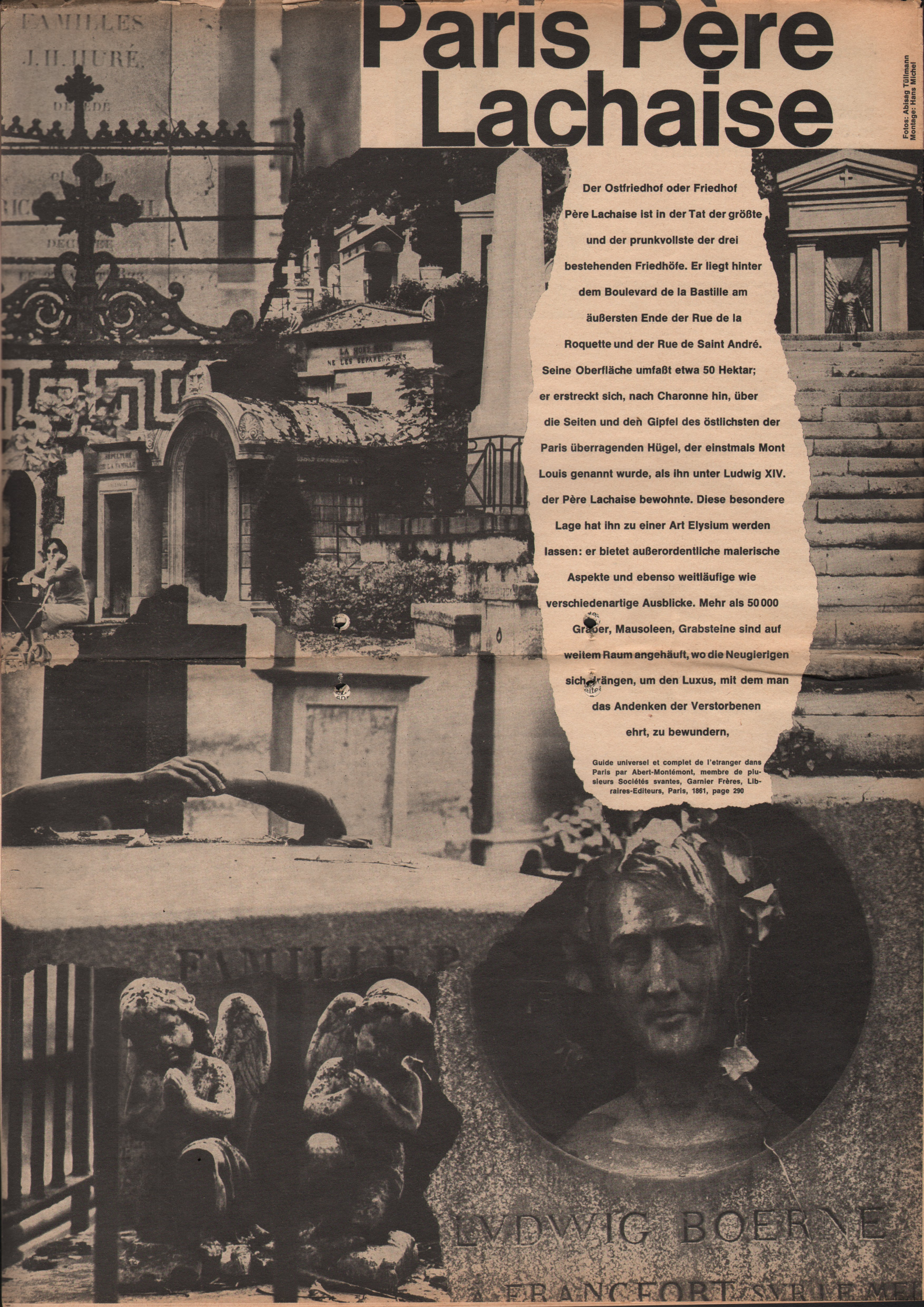
dieser tag ist ein lockenwickler

dieser tag ist ein lockenwickler eine höllenmaschine ganz recht
dieser tag von kleinen (desinteressierten) geigern gebracht
dieser tag grausprühend unter ruhmsüchtigem hirn
eine hartfaserplatte eine runde form von blatt
das ging das spuckte eine runde form von blatt
sterblichkeit unsterblichkeit weißsprühend über den plätzen
tag eröffnet mit kohlgeruch im parterre
tag mit dem licht der villengegenden
tag freihängend über den geweben
das geld liegt auf der straße an dem tag
wespennester brüten über den trottoirs
wer backt mit mehl aus sand
wer wäscht mit hundescheiß die hand
gestelle auf denen zwerge engel und männer sind
drehen sich langsam im kreise
in ausschnitten rast in schwefellicht und atom landschaft vorbei
über die gewebe tost der sonnambule morgen vorbei
mit schraffuren sprenkelig nach seiner art
mit milchpräludien sickerlöchern
wieder beginnt der flirt d. h.
gespannt in diesen bogen in
ungeheure wiederholung von art wiederholung von spezies wiederholung
kriecht der tag in die poren
an gestrandeten walfischen vorbei kriecht der tag
in ungemachte betten in küchenschränke kriecht der tag in poren in mausis in kleine süße mausis
tag breitet sich aus in trichtern und baggerlöchern
tag liegt auf der lauer vor höhlen und gängen in denen
haarige tiere äugen
tag geht schwofen mit kathreinerle und polente
neckt er kabbelt er alle jene dämchen und die revueausstatter
die paßfotographen die dichter diese schmutzigen ungesunden schmarotzer
in ihrer mitte sitzt der tag
märklineisenbahnen fahren um ihn herum
oblomov schaut heraus
ein böser paulus u. a. m.
es kann gar nicht bestritten werden
er ist dick und schwach homoerotisch
oh. tag dein manikürtes herz ist eitel eitel
dein manikürtes herz triefend von regen triefend von heroischen gefühlen
triefend vor verachtung
warum verachtest du oh tag den kleinen mann
das salz der erde das demokratische salz u. a. aus kammern wie auschwitz
du verachtest ihn du ...st es ist recht so es ist aber nicht recht
keiner kennt dich so ... nur ich
tag unausdenkbar ohne wiedergeburt und unausdenkbar ohne mich
ich weiß tag du wartest auf deinen tag den einen den einzigen tag
ich warte mit dir
das leben ist der güter höchstes nicht
der tag ist vergleichsweise harmlos
der tag ist ein ei ein ... verlängerungsmaschine
in den nassen städten ...ranzt er auf fleisch
eine muskete aus fleisch wächst an mir
träume von vielleicht stirling moss
und ein name den niemand weiß fängt mit B an
ich kannte männer die an solchen tagen
sich die augen ausbrannten mit
GELTEN—BERLIN BLEND zigaretten
denn der geruch von elze von unglaublichem metall ist in der scheißstadt berlin
meine beauty heißt sieg selbst in der scheißstadt berlin
es ist in strumpfhosen im kampfanzug am punchingball
besteht im daumenkauen im rauf und runter zur guten nacht
es besteht ferner im anschaun des guten
es breitet sich weiter unten aus
es kriecht aus hollerithmaschinen
es arbeitet mit prostata mit kälte und frost zur prostatazeit
es arbeitet mit quantität
TRIEFEND VOR REGEN TRIEFEND VOR VERACHTUNG TRIEFEND VOR WASSERSUCHT
vor tagen aneinandergereihten momenten
DIES IST EIN LIEDERBUCH DER QUANTITÄT

klaus staeck

Paris Père Lachaise

Fotos: Abisag Tüllmann
Montage: Hans Michel



Der Ostfriedhof oder Friedhof Père Lachaise ist in der Tat der größte und der prunkvollste der drei bestehenden Friedhöfe. Er liegt hinter dem Boulevard de la Bastille am äußersten Ende der Rue de la Roquette und der Rue de Saint André. Seine Oberfläche umfaßt etwa 50 Hektar; er erstreckt sich, nach Charonne hin, über die Seiten und den Gipfel des östlichsten der Paris überragenden Hügel, der einstmals Mont Louis genannt wurde, als ihn unter Ludwig XIV. der Père Lachaise bewohnte. Diese besondere Lage hat ihn zu einer Art Elysium werden lassen: er bietet außerordentliche malerische Aspekte und ebenso weitläufige wie verschiedenartige Ausblicke. Mehr als 50 000 Gräber, Mausoleen, Grabsteine sind auf weitem Raum angehäuft, wo die Neugierigen sich drängen, um den Luxus, mit dem man das Andenken der Verstorbenen ehrt, zu bewundern,

Guide universel et complet de l'etranger dans Paris par Abert-Montémont, membre de plusieurs Sociétés svantes, Garnier Frères, Libraires-Editeurs, Paris, 1861, page 290